

Felix Messerschmid

Liturgie und Gemeinde

Grundsätzliches zu Sinn und Wert der volksliturgischen
Aufgabe

1939 · Werkbund-Verlag Würzburg · Abt. Die Burg



1962/443

C5C001

Druck: Birkbund Würzburg

A

Inhalt:

Vorwort	7
1. Die Voraussetzungen	10
2. Die Aufgabe	19
3. Geschichtliche Betrachtungen	34
4. Das Problem der Muttersprache in der Liturgie	52
5. Das Kirchenlied	75
6. Die deutsche Singmesse	80
7. Deutsche Gregorianik	84
8. Zur Gestalt der volkstliturgischen Messfeier	103
9. Kirchenmusikalische Lage und Aufgabe	107
Anmerkungen	127
Sachregister	133

Vorwort

„Die Gläubigen müssen den wahrhaft christlichen Geist aus seiner ersten und unumgänglichen Quelle schöpfen, nämlich aus der tätigen Teilnahme an den hochheiligen Mysterten und an dem öffentlichen Gebete der Kirche“ (Pius X., „Motu proprio“ 1903). Wenn uns die Geschichte nicht lehrte, daß es wenigstens dreier Generationen bedarf, bis eine geistige, gar eine religiöse Bewegung, die für die Herausgestaltung ihres innersten Sinnes und ihre bleibende Verwirklichung auf Stetigkeit der Entwicklung angewiesen ist, sich gegen den zähen Widerstand des Bestehenden und gegen die „heiligende Kraft des Jahres“ durchgesetzt hat – man könnte mutlos werden, wenn man nach so viel Bemühungen theoretischer und praktischer Art den gegenwärtigen Zustand des allgemeinen gottesdienstlichen Lebens in Deutschland an dieser Erkenntnis des großen Papstes mißt, die nun schon vor einem Menschenalter an so wichtiger Stelle verkündigt worden ist.

Wo liegen die Gründe für ein solches Versagen gegenüber einer in aller Bestimmtheit ausgesprochenen päpstlichen Forderung? Warum hat eine zu einem wesentlichen Teile von diesem Papst angestoßene liturgische Erneuerungsarbeit diese „tätige Teilnahme“ bisher nur in so geringem Maße erreichen können? Wie kommt es, daß gewisse methodische Wege, deren erziehblicher Wert außer Frage steht und denen Unzählige eine unschätzbare Förderung ihres Lebens mit der Liturgie verdanken, heute geradezu vom eigentlichen Ziele abzuführen drohen? Man macht sich die Beantwortung solcher Fragen, wenn man sie überhaupt sieht, oft zu leicht, indem man die Schuld zu sehr in äußeren, übungsmäßig schließlich zu überwindenden Schwierigkeiten oder bei Personen, etwa den Pfarrern oder Chorregenten, sucht. Gewiß kommt auf den guten Willen, die didaktische Klugheit, die Energie und die Geduld der Verantwortlichen viel an; aber ihre Arbeit wird doch keinen neuen inneren Zustand der Gemeinde hervorbringen, keine Neubegründung ihres Lebens aus dem Geiste der Liturgie erreichen, das heißt aber in Wirklichkeit fruchtlos sein, wenn wir uns davor scheuen, die wahren Schwierigkeiten klar zu erkennen und rückhaltlos zu benennen. Nur dann werden wir hoffen dürfen, daß es uns gegeben wird, jene „erste und unumgängliche Quelle“ wieder zu erschließen, deren heilende

und nährendes Wasser wir in ihrer Fülle und Reinheit nicht länger ertragen können.

Damit ist auch die Aufgabe dieser Schrift bestimmt. Sie ist einmal eine kritische. Das Schrifttum über volksliturgische Fragen sehr verschiedenen Ranges schwillt täglich mehr an; Erörterungen über solche Themen werden sogar, ja gerade in Laienkreisen ausgedehnt und mit erstaunlicher Hefigkeit geführt; das Angebot an gottesdienstlichen Agenden ist kaum mehr zu übersehen – lauter Zeichen dafür, wie stark und allgemein das liturgische Problem heute bei uns empfunden wird. Andererseits wird es aber bei dieser Lage immer dringlicher, die echten und unechten Argumente zu scheiden und einen gemeinsamen Wortgebrauch festzulegen, damit das Gespräch endlich aus der für seine bisherige Führung kennzeichnenden Unbestimmtheit herausfindet. Es wird dann auch viel von seiner unfruchtbaren Schärfe verlieren; diese hat ja ihren Grund zum größten Teil darin, daß infolge der terminologischen Unsicherheit, der Ungeklärtheit der theologischen Voraussetzungen und der Unabgegrenztheit der Ziele ein gewisses – unbewußt wirkendes oder ausgesprochenes – Mißtrauen, das sich zudem mit bestimmten geschichtlichen Erfahrungen rechtfertigen kann, ein wirkliches Verstehen erschwert, ja oft genug ausschließt. Diese kritische Aufgabe wird um so unerlässlicher, je näher die Möglichkeit schwer zurückziehbarer Festlegungen rückt: gleich, ob in Gestalt von unzulänglichen liturgischen Formungen oder von behördlichen Stellungnahmen.

Eine solche kritische Betrachtung ist heute möglich, denn die Erfahrungen, von der sie ausgehen kann, sind breit genug und erstrecken sich über einen genügend langen Zeitraum. Der Einwand, viele dieser Erfahrungen seien in „kleinen Kreisen“ gewonnen worden oder doch in ausnehmend günstigen Verhältnissen, trifft das Eigentliche nicht. Sehen wir davon ab, daß tatsächlich auch große Gemeinden in ihrer alltäglichen Verfassung und Bedürftigkeit daran wesentlich beteiligt sind: diese „kleinen Kreise“ sind „Gemeinde“, nicht esoterische Zirkel, sowohl ihrem religiösen Bewußtsein und ihrem Willen, als auch meist ihrer sozialen und bildungsmäßigen Schichtung nach. Was diese „Kreise“ von der gewöhnlichen Gemeinde unterscheidet, ist nur der hohe Grad von Bereitschaft, mit der die inneren und die äußeren Forderungen der Liturgie erfüllt werden, und das Maß gemeindlichen Bewußtseins. Diese Freudigkeit und ihre natürliche Schich-

tung ergeben die Voraussetzungen, ohne die es nicht möglich wäre, ernsthaft, ohne Gefahr der Sektiererei und mit der Sicherheit, daß dem schließlich Neugewonnenen Allgemeingültigkeit zukommen wird, im Raum der Liturgie zu „experimentieren“. Die Erfahrungen, auf die sich diese Schrift stützt, konnten also nicht in Kathedralen erarbeitet werden. (Immerhin sei vermerkt, daß eine langjährige kirchenmusikalische Tätigkeit in einer großen Gemeinde ein unverlierbares Gefühl für deren innere Masse gibt.) Sie werden aber auch für dort richtig sein, ihre Ergebnisse werden auch dort anwendbar sein, wenn vielleicht auch nicht in allen Stufen. Im übrigen ist es wohl jetzt an der Zeit, die Meinung aufzugeben, daß, was der Großgemeinde nicht erreichbar ist, wertlos sei. Im Gegenteil. Die gottesdienstlichen Formen, die Massen gemäß sind, werden nicht die liturgischen Zielformen sind; Massenbewußtsein und vom Geist der Liturgie geformtes Gemeindebewußtsein unterscheiden sich denkbar tief. Unsere Sorge wird aber immer eindeutiger und stärker darauf gerichtet sein müssen, zu diesem echten Gemeindebewußtsein zu erziehen. Einen andern Weg zu liturgischem, gemeindlichem, christlichem Denken und Verhalten gibt es nicht. Manche Kirchenbaumeister haben dieser Erkenntnis in ihren Neu- und Umbauten heute schon klaren Ausdruck gegeben.

Nicht unnötig ist es wohl, ausdrücklich zu sagen, daß diese Schrift kein Manifest sein will. Sicher bedarf manches von dem, was darin gesagt wird, der Ergänzung, damit es wirklich richtig sei; manches stellt sich vielleicht tieferer Erfahrung und tieferem Denken als unrichtig oder doch schief dar. Das große Echo jedoch, das die Aufsätze, die in diese Schrift eingearbeitet worden sind (erschieden meist in der Zeitschrift „Die Schildgenossen“), erweckt haben, viele Äußerungen und Anfragen von den verschiedensten Seiten haben mich ermutigt, trotz mancherlei Bedenken die Herausgabe zu wagen. Man nehme die Arbeit als Werkbeitrag und versuche, mit dem Verfasser zusammen das wirklich Gemeinte und für Glaube und Kirche Notwendige zu erkennen. Wenn so ein gutes, fruchtbares Gespräch zustandekäme und wenn die darin gezeigten Aufgaben schaffenden Menschen, Musikern etwa, Anregungen und Klärung vermitteln würden, so würde der Verfasser sein Ziel erreicht sehen.

Die Voraussetzungen

Die Frage, wie eine liturgische Not in der katholischen deutschen Gemeinde überhaupt entstehen konnte, ist nicht einfach zu beantworten. Viele Geistliche, ja sogar Laien, werden es heute noch ablehnen, von liturgischen Aufgaben zu sprechen, die so umfassend und in solcher Dringlichkeit noch nicht gestellt waren – obwohl sie doch, oder besser: gerade weil sie sich in der Geschichte schon mehr als einmal erhoben haben. Heute sind sie in unausweichlicher, säkularer Art gestellt. Ihre Bedeutsamkeit ist derart, die hinter ihr auftauchenden theologischen, liturgischen und geschichtlichen Fragen sind so brennend und verlangen so sorgsame Prüfung, es gerät auf diesem Wege so viel scheinbar Unabänderliches, lange Erstarrtes und vielen Generationen selbstverständlich Gewordenes in Bewegung, daß uns der Mut zu ihnen nur aus der Überzeugung kommen kann, daß wir uns die Aufgabe ja nicht aus Willkür gewählt haben, daß wir uns auf diesen Weg nicht selber gedrängt haben, wie uns konservative Theologen und besorgte Kirchenmänner versichern, sondern daß wir gerufen sind und nur die Entscheidung haben, zu hören oder nicht zu hören; daß die Dringlichkeit dieser Aufgaben von der Art ist, daß wir darin die Mahnung des Herrn vernehmen dürfen. Der Anstoß zu den Gedanken, Sorgen und Wegen, von denen diese Schrift handelt, liegt also ausschließlich im inneren Raum der Kirche. Sie geht von nichts Anderem aus als vom Gehorsam gegen das Vermächtnis des Herrn, wie es im Erbe der Kirche gepflegt wird; sie sorgt sich zuallererst darum, wie der an die Kirche ergangene Auftrag des Herrn richtig und sinnvoll erfüllt werden könne. Dieses letzte Vermächtnis des Herrn: „Zu dies als mein Bedächtnis“ ist nicht vollkommen befolgt, wenn es nicht die gestalthafte Mitte alles Gemeindegottesdienstes bildet. Daß das heute nicht so ist, wird kaum mehr ernsthaft bestritten werden. Es war das Anliegen des *Motuproprio*, zur Erfüllung dieses bindenden und unabdingbaren Auftrages des Herrn aufzurufen. Das Eingehen auf dessen überall durchspürbare eucharistische Grundintention, die ja gegen die bloße eucharistische Privatandacht gerichtet war, mußte notwendig zu einem

Kingen um die echte liturgische Feiergestalt der Messe führen. Dazu glaubt diese Schrift ihr Wort sagen zu müssen. Da dieses Wort manche problematischen Dinge berührt, aus denen vielleicht in der Geschichte Gefährdungen der Offenbarungswahrheit und der kirchlichen Einheit gekommen sind, so sei gesagt, daß dieser Schrift der Vorrang der Einheit der Kirche fraglos ist. Wir sind jedoch der Überzeugung, daß heute der Mut zu jener Rückhaltlosigkeit verlangt ist, aus der allein geschichtsmächtige Lösungen gefunden werden können, und daß eben die Anerkennung jenes Vorranges den Raum des Vertrauens schafft, in dem die Frage nach dem Ausweis zu solcher Rückhaltlosigkeit des Fragens und Tuns glaubwürdig beantwortet werden kann. Es geht heute weniger als je an, uns mit halben Antworten und Lösungen um das von uns Beforderte zu drücken. Wir sind gezwungen, uns unserer eigenen Zeit zu stellen, mit wachem Ohr auf ihre von ihr selbst oft so mißverständene Not zu hören und ihr auch ihr Recht zu geben, wo es ihr gebührt. Anders wird keine neue, tiefere Begegnung unseres Volkes als Gesamtwirklichkeit mit Christus geschehen können.

Solcher Ernst wird vor jedem Liturgizismus bewahren. Auch davor, daß wir allzuviel von unserem Tun erwarten. Ist es auch unerlässlich, daß wir in Erkenntnis und Werk das Unsere redlich und fleißig tun, so müssen wir doch immer bereit sein zuzugeben, daß Gott selbst unsere Bemühungen beiseiteschiebt oder doch nur wenig davon bestehen läßt und das Notwendige selber tut und vielleicht anders, als wir es uns denken. Wie in der äußersten Zerstreuung Christen manchmal Gottesdienst feiern, mag uns zu denken geben – trotz aller äußeren Armlichkeit und Unzulänglichkeit.

Nichts kann im Raum der Liturgie und in solcher Stunde mehr Unheil anrichten als ein unberatener Aktivismus. Man ist durch die Lage der Kirche in Unruhe geraten, sorgt sich um das Heil so vieler in der Gemeinde. Man hat erkannt, daß es mit der Anziehungskraft des gemeindlichen Lebens nicht zum besten steht, und möchte nun von neuen Möglichkeiten, die Gemeinde zu aktivieren, Gebrauch machen. Das ist sehr verständlich – obwohl es bedenklich ist, daß für viele der so Handelnden Grund zur Sorge erst seit heute besteht, wo doch für den tiefer Blickenden Anlässe zu berechtigter Sorge im inneren Zustand der Kirche schon seit

sehr viel längerer Zeit gegeben waren. Eine solche Reaktion ist also wohl verständlich, enthält aber die Keime von Verfälschungen des uns Aufgegebenen schon in der Wurzel. Der Ausgangspunkt ist unzureichend, ist religiös nicht ernsthaft genug; dazu kommt, daß das Bewußtsein von der Schwierigkeit der Aufgabe dann meist nicht entwickelt ist und Wissen, Können und Erfahrung fehlen. Es besteht die schlimme Gefahr, daß der liturgische Erneuerungswille durch die Flut gänzlich ungenügender volksliturgischer Agenden und Übersetzungen kompromittiert wird und das entstehende heillose Durcheinander nur noch durch die kirchliche Autorität geordnet werden kann. Die von der geschichtlichen Situation ausgehende Beunruhigung mag uns antreiben oder bestärken; im übrigen geschieht die richtige Antwort auf diese Situation nur dadurch, daß wir uns tiefer mit dem inneren Leben der Kirche verbinden und so eine neue, unzerstörbare Erfahrung von dem gewinnen, der ihr Herr und Haupt ist. Dazu mahnen die Väter immer wieder: „So seid nun darauf aus, häufiger zusammenzukommen zur Eucharistie Gottes und zum Lobpreis. Denn wenn ihr häufig Zusammenkünfte haltet, werden die Nachtgeister des Satans vernichtet und sein Verderben bricht sich an eurer Glaubenseinigkeit“ (Ignatius von Antiochien). So wird sich auch die liturgische Erneuerungsarbeit, wenn sie ihren Sinn nicht verfehlen will, nicht mit der Reformierung einiger Randerscheinungen des gottesdienstlichen Lebens begnügen können, wie sie kurzatmiger Aktivismus im besten Fall zuwege bringen kann. Aktivismus kommt sehr oft aus Schwäche; er hat daher keine Zeit. Die echte Lösung dieser Aufgaben setzt aber eine große, reiche und lange Erfahrung und Erprobung voraus, wie sie heute noch nicht vorliegen. Wir stehen noch ganz am Anfang; unsere Gemeinden müssen ja doch liturgisch erst wirklich in Bewegung kommen, damit wir erfahren können, wie ihre Ausdrucksfähigkeit beschaffen ist, in welcher Weise und in welchem Umfang sie sich echt in die überlieferten strengen Gebetsgestalten der Kirche einfügen, wie weit sie sich die Symbolwelt der Liturgie zu eigen machen können, wo die Grenzen für solche Aneignung liegen. Man wird also, ohne deswegen vielleicht vorläufige Formungen ablehnen und den Beginn der Erneuerungsarbeit hinauschieben zu dürfen, von vorneherein bereit sein müssen, mit längeren Zeitspannen zu rechnen. Neugeschaffenes, das zum liturgischen Gebrauch dienen soll, muß erst dem

Urteil der Gemeinde und also einer längeren Erprobung und Bewährung unterstellt werden, bevor es endgültig aufgenommen werden kann. Das erfordert aber wieder Gemeinden, die den Dienst am Altar als eine wichtige Aufgabe angenommen haben und bereit und imstande sind, dafür auch Anstrengungen auf sich zu nehmen. Solche Gemeinden sind heute noch selten. Und fast ebenso selten die Pfarrer, die bereit und imstande sind, gerade dafür ihre Gemeinden aufzurufen und sich mit ihnen auf einen langen und wenig gebahnten Weg zu machen.

Auch bloß pädagogische Maßnahmen, um Liturgie und Kirchenvolk einander näherzubringen, sind in unserer Lage unzulänglich. Sie können sogar einer wirklichen liturgischen Erneuerung gefährlich sein, da sie einen gottesdienstlichen Zustand schaffen, der nur von außen erreicht und dem die Gemeinde innerlich nicht gewachsen ist. Das so Erreichte bröckelt erfahrungsgemäß bald wieder ab oder aber erstarrt in einer Unfruchtbarkeit, die vielleicht auswegloser ist als der vorhergehende Zustand.

Es bleibt uns nichts Anderes; wir werden den Mut und die Geduld und die Zuversicht haben müssen, mit unserer Arbeit sehr viel tiefer anzusetzen. Sonst kann leicht Schaden angerichtet werden, der kaum wieder gutzumachen ist. Umfassende Besinnung, auch historischer Art, ist unumgängliche Voraussetzung fruchtbarer Neugestaltung der gottesdienstlichen Ordnung. Es wird immer deutlicher, daß der eigentliche Quellbereich der liturgischen Bewegung viel tiefer liegt, als man bei ihrem Beginn sehen konnte. Sie kann im Letzten nur eschatologisch verstanden werden. Das Bewußtsein von der steten geheimnisvollen Nähe der letzten Dinge wird mächtig, die Hoffnung auf sie scheint wieder zur tragenden Kraft des christlichen Daseins zu werden und sie erkennt in der Liturgie das mitten in der Welt errichtete Zeichen und die Gewähr der Wiederkunft des Herrn. Eben deswegen führen alle bloß oder auch nur vorwiegend äußeren Maßnahmen zu einer Verfälschung oder werden doch in kurzer Zeit als so entmutigend unzulänglich empfunden. Und eben deswegen ist es auch eine so ernste Sache, daß alle Unternehmungen, Entscheidungen, Formungen in liturgischen Dingen sich aus dem innersten Bereich, dem Mysterium, rechtfertigen; daß sie bei aller gebotenen Behutsamkeit spüren lassen, daß es auch hier heute wieder um die letzten Dinge geht.

Die Erkenntnis der liturgischen Situation in der heutigen Laiengemeinde und die ihr entsprechenden richtigen Fragestellungen werden heute noch durch mannigfache, berechtigte, schiefe und falsche Abwehrhaltungen verdeckt. Mancher hält die Wahrung des Althergebrachten für seine Pflicht. Unter seinen Gründen sind gewiß echte und wichtige Anliegen, deren Vertretung für die liturgische Erneuerung heilsam und fruchtbar sein kann. Sein Recht zum Protest besteht so lange, als diese Anliegen von der liturgischen Bewegung noch nicht selbst aufgenommen worden sind. Im wesentlichen heißt das, solange ihr Verhältnis zur Tradition und zum echten, volksverwurzelten liturgischen Gut nicht genügend geklärt ist; solange sie in einigen Kreisen noch einen auch nur entfernt „esoterischen“ Charakter hat. Daß das Verhältnis zur Tradition auf weite Strecken kritisch sein muß, ist bei der liturgischen Entwicklung wenigstens seit dem Ausgang des Barock und dem liturgischen Zustand der Gemeinden einsichtig. Vor allem notwendig ist es heute, die „Quelle“ zu reinigen, die Grundzüge des Betens und Glaubens der Kirche auch und gerade für die Gemeinde wiederherzustellen. So wird ein Gespräch mit einem Konservatismus, der verhältnismäßig junge Entwicklungen für absolut erklärt und mit Verdächtigungen arbeitet; der schon *videant consules* ruft, wenn an der gegenwärtigen Form des Hochamts Kritik geübt wird¹, nicht möglich sein. Eine solche Haltung ist aber schon unterlegen und wird es in der weiteren Entwicklung immer sichtbarer werden.

Auch aus dem bloß pastoralen Gesichtswinkel wird man nicht den vollen Blick auf die Aufgabe gewinnen können. Die meisten Pfarrer geben wohl zu, daß die Aufgabe besteht, wie sie zu jeder Zeit bestand: Verständnis für die liturgischen Vorgänge und ihre Heilsvoraussetzungen zu wecken. Daß dafür heute vielleicht neue Wege gegangen werden müssen, wird weithin auch zugegeben. Darüber hinaus aber könne es doch in der katholischen Kirche eine liturgische Problematik ernsthafter Art nicht geben. Besitzen wir doch eine festgefügte, wunderbare liturgische Ordnung, eine Ordnung umfassender Art, höchsten religiösen Ranges und, was mehr ist: Gefäß der Wahrheit, Unterpfeiler und Bewirkung göttlichen Lebens! Es braucht nicht gesagt zu werden, worin diese Meinung recht hat. Daß, je größer die Aufgabe gestellt und gesehen wird, desto ernstere Gefährdungen auftauchen, ist zu erwarten. Sie werden aber nicht davon abschref-

ken dürfen, das Notwendige zu tun – tun wir doch nicht aus eigenem Einfall! Oder ist unser Glaube so klein geworden, daß wir zu keinem Wagnis im Raum des Glaubens mehr fähig sind? Katholisches, gläubiges Bemühen um die Liturgie kommt aus einer tiefen Ehrfurcht und weiß sich darin gesichert – und ermutigt. Absolute Unantastbarkeit des Mystereiums ist einer solchen Besinnung fraglos. Die Besorgnis, es könnte sich die Tragödie des Protestantismus wiederholen, ist gegenüber einer solchen Haltung wahrhaftig nicht begründet. Heute, wo jeder das Schicksal vor Augen hat, das Kult und kultisches Denken im deutschen Luthertum erfahren haben; wo es vor jedermann offen liegt, wohin die Entleerung des Gottesdienstes von sakramentalem Gehalt führen kann. Und dazu, wo im Protestantismus selbst eine sehr ernsthaft Besinnung auf die Grundlagen von Liturgie und Sakrament in der Kirche Christi eingesezt hat, an welcher teilzunehmen für uns wie für unsere protestantischen Brüder notwendig und wertvoll wäre². Die Mühsal, mit der diese um den christlichen Gottesdienst und den rechten, den christlichen Begriff vom Kult ringen, hat etwas Erschütterndes. Wir wissen, daß wir im Geheimnis der Eucharistie unendlich viel göttlicher, und zugleich menschlicher, beschenkt worden sind, als wir aus Eigenem auch nur ahnen könnten. Und dennoch müssen wir uns gerade heute vor der Haltung der *beati possidentes* hüten; erfahren wir doch tagtäglich, wie unzureichend Verständnis und Begehung der Liturgie in den Gemeinden ist, von wieviel Unwesentlichem, Abseitigem, ja Verfälschendem das der Kirche von ihrem Herrn aufgetragene Werk des Betens und Opfern überwuchert ist, wie wenig wir in Wirklichkeit aus dem Mysterium leben! Es ist uns bewußt geworden, daß zu ausschließlich in der Liturgie das „Werk Gottes“ und die einfachhin zu erfüllende objektive Gestalt gesehen wurde, und zu wenig, daß zum Tun Gottes das Tun der Gemeinde gehört und das Wort des Herrn die Antwort seines Volkes verlangt. So ist uns Liturgie nicht allein Gabe, sondern, auch uns, Aufgabe. Aus dem tiefen Ungenügen an der Weise, wie wir noch überall die Feier der heiligen Geheimnisse begehen müssen, haben wir bestimmte Anliegen der Reformation verstehen gelernt und wissen uns der Bewegung zur Liturgie im deutschen Protestantismus verbunden. Wir erwarten von ihm die Überwindung des antikatholischen Affektes, geben uns aber sehr oft nicht einmal ernsthaft Rechenschaft darüber, ob denn

bei uns selbst nicht immer noch berechtigter Anlaß zu diesem Affekt besteht. Verlangen wir also von uns selbst auch die Überwindung des antiprotestantischen Affektes! Das wird zugleich der Gemeinschaft und Geschlossenheit unseres Volkes zugutekommen.

Wir wissen im Glauben, daß die Liturgie in ihrem Wesen göttliches Geschenk ist, opus Dei, nicht Menschenwerk. Wir bekennen in ehrfürchtiger Dankbarkeit, daß in der Liturgie der Herr der Kirche uns die Bürgschaft seiner Erlösung gegeben hat. Daß Christus selbst uns in der Teilnahme an seinem Mahl einfügt in sein Leben. Wir wissen also, daß die uns in der Teilnahme am Opfer und Sakrament der Kirche stets neu gewährte reale Begegnung mit dem Heiland der Welt, in welcher sich Erlösung vollzieht, Geschenk im absoluten Sinn ist; Gnadengabe, die der Mensch nur annehmen oder, da er frei ist, ablehnen kann; zu der er aber nichts Wesenhaftes hinzutun kann, was ihre geheimnisvolle, pneumatische Wirklichkeit steigern oder vermindern könnte.

Soweit die vorher zu Wort gekommene Besorgnis also die Sicherung des gnadenhaften Charakters der Liturgie meinte, ist ihre Sorge die unsere. Kritiker der volksliturgischen Bestrebungen machen sich aber die Rechtfertigung ihrer Haltung zu leicht, wenn sie etwa die Forderung nach stärkerer Verwendung der Muttersprache in der Liturgie dadurch diffamieren zu können glauben, daß sie unterschieben, solche Forderungen entsprängen „zumeist einem bedenklichen und folgenschweren Mißverständnis“: daß nämlich dadurch „die wesentliche Voraussetzung für das Verständnis der Liturgie geschaffen sei“. „Welch gründliches, nein, welch abgründiges Mißverständnis!“, ruft einer der Kritiker³ über die vorgegebene Meinung solcher aus, die glaubten, es genüge, einen deutschen Text in die Hand zu nehmen und womöglich diesen deutschen Neßtext gemeinsam beten zu dürfen, um zu wissen, „was die Liturgia, dieser einzigartige Gottesdienst der Eucharistie, in Wirklichkeit ist“. Gründlicher kann das Anliegen um die deutsche Muttersprache nicht mißverstanden werden. Es verwundert uns das von einem Menschen, der den Weg Bauhofers gegangen ist; wir kennen Menschen mit ähnlichem Schicksal, die echte Anliegen aus ihrem protestantischen Erbe mit Ernst und Dringlichkeit nun in der Kirche vertreten, und wir meinen, solches Tun sei der Kirche heute dienlicher als

ein Integralismus, der nicht einmal mehr der Unterscheidung der wirklichen Meinung des Gegners fähig ist.

Die Ehrfurcht vor dem Mysterium muß alle Bemühungen um die Liturgie durchwirken. Aber auch die geschichtliche Gestalt der Liturgie kann unsere Ehrfurcht und Behutsamkeit beanspruchen. Änderungen, die der Vollziehbarkeit durch die reale Gemeinde dienen sollen, werden sich also rechtfertigen müssen und dürfen nicht leichtsin geschehen. Es ist zuzugeben, daß manche gegen unbegründetes Abändern ausgesprochene Bedenken berechtigt sind. Vor allem wird sich jeder, der am irdischen Bestandteil der Liturgie formt, darüber klar sein müssen, daß den kreatürlichen Menschen ein Befremden ankommt, wo immer er wirklich Kultischem begegnet. Man kann geradezu sagen, der Grad dieses Befremdens sei ein Maßstab für die kultische Mächtigkeit, wenn man auch diese Wahrheit gewiß nicht überanstrengen darf, ohne der Gefahr des Formalismus zu verfallen, die bei einer wachsenden Zahl von Proselyten des Kultes zu einem sich sehr überlegenden Enobismus werden kann. Der die ganze Liturgie durchwirkende Odem Gottes kann niemals ersetzt werden durch einen aus kollektiver Begeisterung oder auch religiöser Ergriffenheit aufsteigenden Rausch. Der charismatische Charakter des gregorianischen Chorals zum Beispiel, der von vielen als „fremd“ empfunden wird, kann niemals aufgewogen werden durch den erfrischenden Klang oder die natürliche Wärme eines deutschen Kirchenliedes. Gewiß ist ein nicht unbeträchtlicher Teil dieser Fremdheit innerweltlichen, geschichtlichen, stilistischen Gründen zuzuschreiben. Ebenso sicher aber ist, daß der tiefere Grund für dieses Empfinden gerade mit dem wesenhaft christlich-kultischen, dem charismatischen Wesen der Gregorianik zusammenhängt. Man wird also vor sich selbst auf der Hut sein müssen, Fähigkeit und Willen zur Unterscheidung wachhalten, das Gefühl für die Maßstäbe liturgischer Größe pflegen müssen. Liturgie ist Werkzeug Gottes, nicht Ausdruck menschlicher, gleich welcher Bedürfnisse. Wir hätten keinen Anlaß, uns für islamitische Gebetsrufe, chinesiſche Tempelmusik oder gälisch-druidische Hymnen einzusetzen, obwohl sie kultischer Mächtigkeit voll sind – angenommen für einen Augenblick, sie wären vor Zeiten einmal für uns von Bedeutung gewesen. Aber der gregorianische Choral in seiner charismatischen Bewegtheit, in dem das

Geheimnis der Kirche und der Erlösung wirksam ist, darf der Begehung des Opfers in Mahl und Gebet, der Feier unserer Erlösung auch in der Gemeinde nicht verloren gehen. Und so sehr wir glauben möchten, daß das Charisma des Heiligen Geistes nicht nur bestimmten Kulturen und Zeiten vorbehalten sei: Wir haben keine Gewähr, daß andere Ausdruckswelten zu ebenderselben Auserwählung berufen sein werden, sodaß wir es daraufhin wagen könnten, auf den gregorianischen Choral zu verzichten – dem wir doch auf den tausend Wegen der abendländischen Musikgeschichte fortwährend begegnen. Die Geschichtlichkeit auch des Heiles der Menschheit, das uns Christus ist, ist uns oft genug ein ärgerniserregendes oder doch beunruhigendes Rätsel, mit dem uns abzufinden wir uns immer wieder weigern wollen. Sie gehört aber zu tief, zu innerst zum christlichen Denken und Leben, zur richtigen Ordnung der Welt, als daß es erlaubt wäre, etwa liturgischer Revolutionär zu sein, auch wo scheinbar „äußere“ Dinge in Frage stehen, geschichtlich Gewordenes und also auch möglicherweise wieder Vergehendes.

Und was für den gregorianischen Choral gilt, ist in ähnlicher Weise für viele Elemente gültig, die am Aufbau der Liturgie beteiligt sind.

Die Aufgabe

So wäre also dem Ganzen der Liturgie gegenüber doch nur die Aufgabe treuer Bewahrung und der möglichsten Intensivierung ihrer Begehung gestellt? Es genügte, Choralstundungen und Volkschoralämter einzurichten? Es wäre mehr und anderes nicht notwendig, als das Volk in die lateinische „Kirchensprache“ einzuführen und es zu lehren, mit dem Missale und vielleicht dem Vesperale umzugehen? Immer vorausgesetzt natürlich, daß das Bewußtsein vom Sinn und von der Gestalt dieser Formen entwickelt ist.

Das Ziel ist, das Gemeindevolk wieder zu Mithandelnden zu machen in dem Vorgang, der sich am Altar und von ihm aus in Wort und Opfer und Sakrament vollzieht; die Gemeinde selbst, mit ihrem Priester, zum Träger des liturgischen Geschehens zu machen; so das ihr von Christus verliehene Wesen, Kirche zu sein, das heißt, in einer ununterbrochenen Beziehung zu Christus zu stehen, mit ihm in einen geheimnisvollen Kreislauf des Lebens, Fühlens und Denkens eingefügt zu sein, dieses ihr Wesen also in einem konkreten Akt höchster Wirklichkeit darzustellen.

Es besteht Einigkeit darüber, daß die liturgische Wirklichkeit in unseren Gemeinden ihrer hohen Würde und ihrem liturgischen Beruf nicht entspricht. Ist diese Erkenntnis auch noch lange nicht allgemein, so hat sie doch keine ernsthaften Bestreiter mehr. Es ist zu offensichtlich, daß unser Kirchenvolk vor dem Altar im allgemeinen noch immer wenig oder keinen Gemeindefinn zeigt; daß einerseits seine Frömmigkeit sehr individualistisch geworden ist, andererseits sein Gemeinschaftsbedürfnis sich in bestimmte volknähe Andachtsformen geflüchtet hat, die vom Geist der Liturgie wenig mehr spüren lassen. In der Messe knien oder stehen die Gläubigen nebeneinander, man hat gesagt: „nach Art der Reisenden, die auf einem Bahnsteig auf denselben Zug warten“⁴. Von einer brüderlichen Gemeinde der Christen, einer lebendigen Kirche, in ihrem Haus zum einmütigen Gebet und zum Brotbrechen versammelt um Christus, ihren Herrn und Priester – es genügt, dieses Bild vor Augen zu stellen, um deutlich zu machen, daß davon im Blick auf unsere Wirklichkeit nicht wohl die Rede sein kann.



Dabei darf der Unterschied zwischen denen, die in völlig privater Andacht der Messe beizohnen und vielleicht, in ebenso privater Weise, zur Kommunion gehen, und denen, die, das Missale in der Hand, ihre volle Befriedigung darin finden, die Lesungen und die Texte nachzulesen, möglichst sämtliche Messgebete, auch die des Priesters, mitzubeten und sich mit ihm zu synchronisieren, nicht allzu hoch eingeschätzt werden. Es ist ganz gewiß ein liturgischeres Verhalten, sich der Gemeinde anzuschließen, die eine, ob auch gänzlich unzulängliche, Singmesse singt, als sich im Bewußtsein „liturgischer Haltung“ von den Nachbarn und ihrem Tun abzuheben und sich in das Missale zu flüchten. Man könnte die Meinung verstehen, daß es ein falscher Weg gewesen sei, auf den uns die Bühne des heiligen Benedikt geführt haben, indem sie uns ganz zu Anfang ein Missale in die Hand gegeben haben, ohne zuerst, in der gottesdienstlichen Gestaltung nämlich, dafür Sorge zu tagen, daß es richtig, vernünftig und sinnvoll, das heißt aber: nicht wieder als Privatgebetbuch, gebraucht werden könne. Diese Meinung ist gewiß ungerecht, berücksichtigt die damals vorliegenden Verhältnisse zu wenig und anderes derlei. Aber sie hat ebenso gewiß darin recht, daß es durchaus nicht dasselbe ist, den Einzelnen an die liturgischen Texte heranzuführen, ihm den Bollzug des liturgischen Geschehens, das ausschließlich am Altar vorgeht, naheulegen – und Kirche in der Gemeinde zu erwecken! Nichts braucht sich im Bewußtsein der Gemeinde von sich selbst und ihrem kultischen Auftrag zu ändern, wenn viele Einzelne – und wären es auch alle! – mit dem Missale dem heiligen Drama folgen! Welches Drama im übrigen praktisch aus einem Monolog des Priesters besteht.

Und nach aller Erfahrung verändert sich auch nichts. Einem Gläubigen ein Missale schenken, kann einfach heißen, ihn veranlassen, daß er seine bisherige Privatandacht durch eine andere, vielleicht bessere ersetzt. Die volle Stillmesse, während der die Gemeinde nicht einmal die Akklamationen (Amen, Et cum spiritu tuo und so fort) gibt, kann nur als Notstand gerechtfertigt werden; sie ist „missa privata“ auch in dem Sinn, daß in ihr die Messe ihrer ganzen ursprünglichen Struktur beraubt worden ist. Der Hymnus Bauhofers auf die Stillmesse („In der Stillmesse jedoch bricht das alles wieder auf: der Heilige Geist selber tritt mit unaussprechlichen Seufzern für uns ein: wir müssen nicht erst mühsam das Tor aus der

Region des ›Wortlauts‹ zu den Zonen des Himmlischen und Unausprechlichen aufzustoßen versuchen...“) kommt zwar aus dem wichtigen Anliegen, daß in der liturgischen Begehung die Kontemplation nicht ausfallen dürfe, daß alles Tun während der Liturgie von ruhiger Andacht gehalten sein müsse; im übrigen aber zeugt er von einer grotesken Verkennung nicht nur der wirklichen gottesdienstlichen Verhältnisse in den allermeisten Gemeinden, der geistigen Fähigkeiten und des ganzen inneren Baues des Mannes, der sogar die Lippen bewegt, wenn er leise liest („Wenn wir unsere eigene Stimme hören, geht allzu leicht all das darin unter, was sinnlich unhörbar ist. Wir werden auf das Vernehmbare abgelenkt.“...), sondern auch der kultischen Ordnung und des liturgischen Gefüges selbst. Das Wort von der „fides ex auditu“ gilt doch zuallererst vom Wort im Gottesdienst. Außerdem: die Gläubigen k ö n n e n doch das ihnen Zukommende gar nicht „dem Priester als ihrem Wortführer und Stellvertreter“ „überantworten“! Beide, Priester und mitfeiernde Gemeinde, haben unauswechselfarbare Funktionen! Ist es, neben dem stets neuen Ärger über die Verfehrtheit einer solchen „Ordnung“, schon anstrengend genug, bei jedem in den gewohnten Formen begangenen Hochamt in die Abtretung dieser Funktionen an den Kirchenchor einzuwilligen, sich mit der Rolle des stummen Zuhörers bei dem Dialog zwischen Priester und den meist spärlich respondierenden Sängern zu begnügen, und doch nicht die lebendige Teilnahme aufzugeben und sich nicht seufzend auf seine Innerlichkeit zurückzuziehen – so würde das von Bauhofer geschauten Mirakel einer Stillmesse eine Gemeinde von Höchstgebildeten und meditativ Geübten voraussetzen, und das wäre wieder in manchen anderen Beziehungen keine ideale Gemeinde... Nein, zuallererst wird die feste Überzeugung geschaffen werden müssen, „daß das beste, das dem Vater angenehmste und für den Einzelnen wirksamste Gebet das ist, welches alle Gläubigen zusammen, in der Einheit der Stimme und des Herzens mit ihrem Priester verrichten“⁹. Es ist deswegen falsch, schon in der Benutzung eines Messbuches, und sei es des sorgfältigst ausgestatteten und mit größter sprachlicher und pädagogischer Verantwortung verfaßten, den vielleicht besten Weg „zu einer immer vollkommeneren Gemeinschaft des Herzens und des Geistes mit der Kirche“ zu sehen.

Es ist also nicht zu umgehen, die Frage nach der richtigen Gestaltung der

gemeindlichen Gottesdienste, nach den dafür geltenden Grundsätzen und den zur Verfügung stehenden oder zu schaffenden Mitteln und Formen zu stellen. Mit der Weckung und Vertiefung des Kirchenbewußtseins, der Umbildung des Frömmigkeitsstiles und dem Wachstum des Verständnisses für die Geheimnisse des Kultes muß dessen gemeindegemäße Durchformung Hand in Hand gehen, derart, daß im Gottesdienst wirklich Dienst dieser Gemeinde, Ausdruck einer langsam gewordenen geisthaften Wirklichkeit geschehen könne. Wird solche tätige Teilnahme nicht ermöglicht, so wird letztlich aller Aufruf an den Einzelnen zu religiöser und liturgischer Besinnung verhallen. Wenn diese gottesdienstliche Umgestaltung nicht zugleich begonnen wird, ist es auf alle Fälle verfrüht, den Gläubigen besonders der bildungsmäßig mittleren und unteren Schichten ein Messbuch in die Hand zu geben. Es besteht heute alle Veranlassung, eindringlich zu sagen, daß das nicht genügt. Wenn man die Gemeinde dazu erzieht, wirklich in den liturgischen Zusammenhang aktiv einzutreten, das Lob Gottes und die Feier des Herrenopfers als ihre ureigenste Aufgabe anzusehen und zu erfüllen, dann werden die Einzelnen ganz von selbst dazu getrieben, sich der Mittel zu bedienen, die einen noch engeren Anschluß, eine noch innigere Teilnahme ermöglichen. Diese Bücher aber haben ihre Hauptbedeutung gar nicht im Gebrauch innerhalb des Gottesdienstes selbst – die Teile, die zu sprechen Amt der Gemeinde ist, werden bald auswendig gesprochen werden können –, sondern als Mittel zur Vorbereitung.

Allerdings genügt auch nicht die Einrichtung einer sogenannten „Gemeinschaftsmesse“, wie sie gewöhnlich von der Pfarrjugend begangen wird und die häufig rasch in Routine erstarrt, weil die Form nicht wirklich erfüllt wird und werden kann. Soll Liturgie von der Gemeinde nicht nur mit innerer Anteilnahme, sondern als wesenhafter Ausdruck ihrer heiligen, feinsthaften Wirklichkeit als des Volkes Gottes gefeiert werden, sollen nicht bloß überlieferte gottesdienstliche Formen mehr oder weniger äußerlich nachvollzogen werden, soll die liturgische Teilnahme sich nicht darin erschöpfen, daß – und wenn auch noch so aktiv und angestrengt – ein Gefüge von Handlungen, Gebeten, Gesängen, Bewegungen, Rufen und Zeichen eben hingenommen und ausgefüllt wird, dann müssen einige Voraussetzungen gegeben sein. Sonst muß das liturgische Gefüge starr blei-

ben. Was als wirkliche „Frömmigkeit“ empfunden wird, das wird daneben getan, geht nicht in das liturgische Tun ein, bleibt privat. Die liturgische Handlung aber bleibt seltsam unwirklich und unsinnlich. Wenn das Wort Gottes, um ein Beispiel zu nennen, in den Lesungen vom Altar her der Gemeinde verkündet wird, so lesen es viele zugleich mit, anstatt, wie es allein liturgisch und sinnvoll ist, zu hören und im Hören in sich aufzunehmen. An verschiedenen Stellen der Handlung ist es Amt der Gemeinde, eine Antwort oder eine Bestätigung zu geben: diesem Tun aber fehlt völlig der Charakter echten Vollzuges, weil gar nicht in das Bewußtsein eintreten kann, was denn beantwortet oder bestätigt wird, wozu das nötig ist und ob überhaupt. Und viel dergleichen mehr.

Die Gründe für eine solche Beziehungslosigkeit liegen sehr tief. Sehen wir hier von der Unverständlichkeit oder wenigstens Fremdheit der Sprache der Liturgie einmal ab: fremd, sind wir wirklich ehrlich, sind uns heutigen große Teile der liturgischen Welt, fremd in verschiedenen Tiefenschichten. Es handelt sich dabei um eine Fremdheit, die durch Belehrung nur unvollkommen überwunden werden kann. Am ehesten wird das noch möglich sein, wenn Formen aus früheren Zeiten erklärt und zum Mittel echter Äußerung gemacht werden sollen. Wenn sich auch zur Affkamation z. B. kein unmittelbarer Zugang aus heutigen staatlichen oder gesellschaftlichen Bräuchen finden läßt, so fällt es doch nicht schwer, Ähnlichkeiten zu zeigen oder solche Formen, wenn sie nicht ohne weiteres einsichtig und vollziehbar sind, auf ihren Ausgangsimpuls zurückzuführen, der allgemein ist und überall auftaucht. Sind der Gemeinde die liturgische Bedeutung, Notwendigkeit, ja Unerläßlichkeit ihrer Zustimmung und deren dogmatische Voraussetzungen bewußt geworden, so wird es gelingen, bisher starre Formeln sinnlich lebendig zu machen, sodas sie selbst zu Stützen aktiver und bewußter Beteiligung am gottesdienstlichen Geschehen werden. Anderen Schwierigkeiten aber wird so nicht zu begegnen sein. Was nützt es etwa dem einfachen Menschen, dem die Fähigkeit zur Abstraktion, zur kritischen Sonderung des Wesentlichen und der möglicherweise auch anders zu denkenden oder in der Geschichte dem Wandel und dem Austausch unterworfenen Gestaltformen in der Liturgie, wie sie heute ist, und zur Reflexion fehlt, was nützt es, einen solchen Menschen aus dem Volk

zum Verständnis etwa der Messe führen zu wollen, indem man vor ihm die Gestalt des Mahles aufbaut, wenn diese ihm nachher durch die heute gegebene, historisch gewordene Gestalt der Messe so überformt erscheint, daß ihm der Vollzug des vorgestellten Bildes unmöglich ist? Wenn diese Gestalt in ihrem üblichen Vollzug so reduziert ist, daß in Wirklichkeit eben kein „Mahl“ mehr an einem Tisch, sondern eine gestaltlose Abpeisung an einem verlängerten Schemel vorliegt? Oder daß er, wenn er den Akt historischer Einfühlung, durch die Belehrung angeleitet, fertigbringt, nicht mehr fähig ist, ihn in einen religiösen zu verwandeln, das heißt in den Akt liturgischer Vergegenwärtigung? Und welche Schwierigkeiten für den inneren Vollzug der vorgeschriebenen Texte und Formen kommen aus der Tatsache, daß die Symbolfähigkeit des heutigen Menschen, die Fähigkeit, zu hören und zu schauen, Gebärde ohne abstrahierende Vermittlung zu verstehen und zu tun, sehr schwach geworden ist und nur wenige der die Liturgie gestaltenden symbolischen Handlungen, Gesten, Rufe auch für uns noch unmittelbare Gewalt haben! Ein wesentliches Stück der hieraus erwachsenden Aufgaben hat Romano Guardini in den Schriften „Liturgische Bildung“ und „Von Heiligen Zeichen“ zum ersten Mal in voller Klarheit gesehen und dargestellt.

Wo die Voraussetzungen gegeben sind, wird die Liturgie in ihrer strengen Form die ideale und gültige Gebetsform der Kirche sein; vor allem also für die Priester, für die Mönchsconvente. Von der realen Gemeinde des Laienvolkes aber eine Bildungsleistung zu fordern, die sie nicht vollbringen kann, würde sich rächen und von dem großen Ziel nur weiter wegführen: der tätigen Teilnahme der ganzen Gemeinde am Gottesdienst – wenn damit ernst gemacht wird, daß darunter nicht nur der äußere, sondern ein Vollzug des liturgischen Geschehens „mit Leib und Seele“, in der unverkürzten sinnhaften Wirklichkeit der Zeichen und im vollen Verständnis der Sprache, durch die einmütige Gemeinde verstanden wird. Das bedeutet, daß die unausweichliche Notwendigkeit besteht, „volksliturgische“ Gebets- und Gottesdienstformen zu schaffen, für welche die strenge kirchliche Liturgie „Lex orandi“ im Sinne eines Vorbildes ist; die vielleicht aus ihr gewonnen werden, aber „einfacher“ sind, was keineswegs gleichbedeutend mit primitiv ist. Es darf dabei weder der kultische Gehalt verlegt, noch – wenigstens in den höheren Formen – der formale An-

spruch wesentlich gesenkt werden. Die Aufgabe erfordert also ein Höchstmaß von Sorgfalt und von Sachlichkeit. Ist aber einmal klar, daß der gegenwärtige Zustand des religiösen, kirchlichen und gottesdienstlichen Lebens der Gemeinden diese Versuche einfach erzwingt, dann werden gewiß berechnete Bedenken grundsätzlich nicht mehr davon abhalten dürfen. Es ist sicher nicht zuviel gesagt: auf liturgischem Purismus und Formalismus steht in dieser Lage die Strafe der fortschreitenden Verkümmernng des religiösen Lebens der Gemeinden mit allen ihren heute weniger als je zu vermeidenden Folgen⁷. Woher soll ihnen da die Kraft zum Stehen, der Geist der Freude und der Hoffnung trotz aller wirklichen und scheinbaren Niederlagen kommen, der heute nicht mehr entbehrt werden kann? Woher der Geist der Aufgeschlossenheit, der so bitter nötigen Selbstkritik? Der Geist der inneren Freiheit und der gläubigen Liebe, die vor Verbitte- rung und unfruchtbarer Abwehr bewahren? So verstanden, gehört die volksliturgische Frage allerdings zu den wichtigsten pastoralen Problemen von heute.

Den liturgischen Hochformen wird dadurch ihre vor-bildliche, normgebende Bedeutung weder genommen noch bestritten. Das Hochamt z. B. wird immer die letztlich gültige Nichtform der Messfeier sein, viel mehr sogar, als sie es in Wirklichkeit heute ist! Aber es kann nicht die tägliche Weise sein, in der die Gemeinde die Messe feiert. Damit das lateinische Hochamt, wenn überhaupt, von der Gemeinde nach dem Sinn des dieser Schrift vorangestellten Wortes begangen werden kann, bedarf es einer andauernden volksliturgischen Erziehung. Diese Erziehung kann nur mit gottesdienstlichen Formen geleistet werden, die Brücken bilden können zu dieser Hochform; die dem Menschen von heute, besonders auch dem einfachen, werktätigen Volk näher liegen und die daher – das ist entscheidend – seine freudige, ungebrochene Teilnahme aufrufen. Wollte sich die liturgi- sche Erneuerungsarbeit ausschließlich auf das streng Liturgische beschrän- ken und gar eine ablehnende Haltung zu jenen Ausdrucksformen des ge- meindlichen gottesdienstlichen Lebens einnehmen – die Neigung dazu kann vielfach festgestellt werden; sie wird auch da und dort ausdrücklich gefor- dert –, die aus ihrem alltäglich-volkstümlichen Dasein und Bedürfnis her- ausgewachsen sind, welche also die Gemeinde in ihrem wirklichen, nicht nur gewünschten, wenn auch formbaren Sein fassen: es ist gewiß, daß sie

dann auch ihr Hochziel nicht erreichen würde. Ein wohl durchgeformtes liturgisches Leben, das aber keinen stetigen, über mancherlei Stufen führenden Zusammenhang mit dem Volksleben hat, wird für das Leben der Gemeinde und der Einzelnen nicht die Früchte tragen, die daraus erwartet werden könnten: die Gemeinde wird keinen lebendigen, Herz und Wesen fassenden Bezug dazu gewinnen können. Vom Lied zur Symphonie ist es ein weiter Weg; aber nur, wer ihn in allen seinen wichtigsten Stationen gegangen ist, wird diese verstehen können. Der Vergleich trifft, wenn man die Messe im Auge hat, nicht ganz zu, denn es gibt im menschlichen Kunstwerk keine Entsprechung zu dem, was die Theologen mit *opus operatum* ausdrücken, was, von Gott gewirkt, vom menschlichen Verstehen unabhängig ist, ja sogar über seine Grenze geht. Dazu gehört aber nicht die spezifische Gestalt der Liturgie als dem Werk der vor Gott stehenden Gemeinde, welche realisiert zu werden verlangt. Wozu sollte man sonst der Gemeinde während der Messe den Rosenkranz aus der Hand nehmen? Freilich besteht die wunderbare Einheit der Gemeinde vor Gott auch, wenn sie während der Messe den Rosenkranz betet oder wenn die Einzelnen sich in ihre Privatandacht versenken; sie besteht trotz allem, denn sie ist von Gott verliehen. Jeder Glaubende und in rechter Meinung der Liturgie Beisitzende hat an dem objektiven Geschehen teil, und der göttliche Regen der Gnade feuchtet auch sein Land; fast doch der Priester das gesamte Beten des anwesenden Volkes zusammen und trägt es vor Gott. Es ist aber ein sehr großer Unterschied, ob diese Wirklichkeit eines neuen Seins als Volkes Gottes, ihre Größe und Macht ins Bewußtsein und Tun der Gemeinde getreten ist und lebendige Wirksamkeit ausübt, in der Begehung der heiligen Geheimnisse wie im ganzen gemeindlichen Leben; oder ob, wie es in ruhigeren Augenblicken der Geschichte eine Zeitlang hingehen mag, eine Gemeinde sie eben, kaum bewußt, besitzt, ohne das Ihrige zu tun, sie für ihr tägliches Dasein zu erwerben und in den einzelnen Akten ihres Lebens auszuprägen.

Es gilt also, die liturgische Arbeit von beiden Seiten her zu verstehen und zu betreiben: von den liturgischen Formen her, die der Gemeinde erlebbar gemacht werden müssen, und dem wirklichen – volkhaft-soziologischen, geistigen, religiösen usw. – Zustand der Gemeinde her. Sie muß erst wieder liturgiefähig werden, fähig, den von Gott geschenkten und

ihm geschuldeten Kult sinnvoll und würdig darzubringen; das „Wir“, das in der Liturgie spricht, muß die die Gemeinde formende und verfassende Wirklichkeit werden. Das wird aber nie gelingen, wenn die Gemeinde, um sich liturgisch zu verhalten, eine – zunächst einmal bildlich gesprochen – fremde Sprache sprechen muß; wenn sie in das Gewand und Verhalten anderer Zeiten und Kulturkreise schlüpfen muß, sobald sie in den Raum der Liturgie tritt; wenn ihr ein Maß von intellektueller Bildung zugemutet wird, das sie schlecht hin nicht erfüllen kann. Die strenge Liturgie trägt in ihrer Prägung die Merkmale ihrer geschichtlichen Ausformung in den Kapiteln und den monastischen Gemeinschaften; diese haben auf Struktur, Form und Ausdehnung der Liturgie den entscheidenden Einfluß ausgeübt. Die dort gegebenen oder geschaffenen Voraussetzungen sind aber im Kirchenvolk nicht vorhanden und auch nicht herzustellen; wer glaubt, sie doch schaffen zu können, ist entweder dem objektivistischen Mißverständnis verfallen oder aber er hat eine falsche Vorstellung von der Fassungskraft, den geistigen und seelischen Mäßen und der Formbarkeit der Gemeinde. Die Kultur vieler klösterlicher Gemeinschaften entspricht in höchstem Maße der Würde der heiligen Geheimnisse und des Gotteslobes; andererseits sind aus dieser Bildungswelt eine große Menge von sekundären Elementen, Formen, Symbolen in die Liturgie eingegangen, zu deren echter Aufnahme und Wiedergabe alle Voraussetzungen in der Welt der arbeitsteiligen Gesellschaft fehlen.

Die Chorvesper, um ein Beispiel zu nennen, enthält eine große Häufung von Psalmen, Hymnen, Rahmenversen usw.; dazu von Psalmen, die oft nicht leicht zu verstehen sind und die eigentlich der Gemeinde erst gedeutet werden müßten; von denen nicht unmittelbar einsichtig ist, warum sie in den gegebenen Zusammenhang gestellt worden sind, was sie darin zu bedeuten haben, sodaß diese Bedeutung von der Laiengemeinde überhaupt nicht erkannt werden kann; steht sie doch nicht wie die Klerikergemeinde in täglichem, vertrautem Umgang mit den Psalmen, ist nicht hochgebildet und auch nur in einem beschränkten Maße zu Übungen heranzuziehen, jedenfalls lange nicht in dem Maße, wie es etwa für die Rahmenverse, bestimmte Antiphonen usw. notwendig wäre. Das weiß jeder Sachkundige, und man kann es etwa bei dem Versuch der Einübung gewisser sich ganz eng an die strenge Chorvesper anschließender deutscher Vesper.

übertragungen erfahren. Der Seelsorger wird vor allem auch nicht vergessen, daß von der Gemeinde des Volkes die innere Ruhe und Konzentration nicht gefordert werden kann, die in der monastischen Gemeinschaft vorausgesetzt werden muß, daß also schon deswegen eine Kürzung nötig ist. (Der Versuch, an den immer wieder herangegangen wird, die Liturgie als Ganzes ins Deutsche hinüberzutragen, ist also ein Unding. Wenigstens dann, wenn solche Veröffentlichungen im Hinblick auf die Gemeinde geschehen. Die Brevierausgaben des Pustetverlages sind geistig und verlegerisch Leistungen von Rang, mit großer Verantwortung und Sorgfalt gearbeitet, hochwillkommen in vielem Betracht: für die Gemeinde können sie nicht fruchtbar gemacht werden.) Dabei liegt der Ursprung der Vesper (und zumindest geistigerweise auch der Komplet) durchaus in der Gemeinde; sie hat nur nach ihrem Übergang von der Pfarrgemeinde in die Gemeinschaften der Kapitel und Klöster Erweiterungen und Umbildungen erfahren. Es gilt also, diese Formen für die Pfarrgemeinde zurückzugewinnen, sie wieder gemeindegemäß zu machen.

Es ist wohl deutlich, daß das keinen romantischen Subjektivismus bedeutet, der die Liturgie nur insoweit anerkennen will, als sie unmittelbarer, spontaner Ausdruck religiöser Innerlichkeit oder des eigenen beschränkten liturgischen Verständnisses werden kann. Nicht die Anmaßung, uns aus unserer engen, bedingten Situation heraus zu Nichtern der liturgischen Entwicklung aufzuwerfen. Der Christ - ich wiederhole es - weiß sich eingebunden in den Zusammenhang der Geschichte, aus welchem auszubringen mit christlicher Freiheit nichts zu tun hat. Der Zusammenhang des liturgischen Lebens der Kirche wird auch für die Liturgie der Gemeinde und in liturgisch zweitrangigen Dingen nicht ohne dringende Notwendigkeit unterbrochen werden dürfen. Es darf auch nicht vergessen werden, daß der Zwang zu bestimmten Haltungen, die gehorsame Unterstellung unter gewisse Formen eine nicht hoch genug anzuschlagende Erziehung zu einem Denken und Verhalten und Sprechen bedeutet, die uns gerade deswegen besonders nützt, weil sie dem Stil der Zeit in manchem Betracht entgegengesetzt ist.

Andererseits kann das nicht bedeuten, daß die Ordnung des Gottesdienstes in allen Teilen und für die verschieden gearteten Träger der christlichen

Freiheit entzogen sei. Gegeben sind die sakramentalen Zeichen, an die der Herr die Vermittlung göttlichen Lebens geknüpft hat; gegeben sind gewisse Grundgestalten liturgischen Tuns – davon wird noch zu reden sein; gegeben sind auch die Grundzüge der liturgischen Formulare und die kult konstituierende Grundhaltung der feiernden Kirche, die von der Gemeinde so tief wie irgend möglich angenommen werden muß. Es wäre jedoch falsch, nun jede Form, jedes Gebet, jede Einzelheit als auch für die Feier der Gemeinde wesentlich und verbindlich zu erklären. Unsere erste Sorge muß sein, daß die Gemeinde die liturgischen Gottesdienste als wirkliche Begehung der Geheimnisse unseres Heiles erfahren kann, als einen echten Vorgang zwischen Gott und seiner Kirche, die hier und jetzt versammelt ist, als Selbstopferung der Kirche, sei es unter den Zeichen des Gebetes, sei es der heiligen Gestalten in der Eucharistie; daß also wirkliche Anbetung geschehen könne. Es ist Kleingläubigkeit, ja Unglaube, aus Sorge für die unantastbare Gültigkeit der liturgischen Formen und des überlieferten Gutes praktisch zu verhindern, daß die Gemeinde in eine echte liturgische Bewegung gerät. Solche Bewegung kann nur geschehen, wenn es gelingt, die Gemeinde zur lebendigen, ursprünglichen Äußerung ihrer selbst zu bringen, und nicht nur zu einem mühsamen, kaum gekonnten und verstandenen Nachstammeln. Es ist einleuchtend, daß das unmöglich sein wird, wenn in wichtigen Stücken dabei von ihrer eigenen Wesensart abgesehen wird. Auch wenn diese Wesensart mit ihrer Alltäglichkeit und Armseligkeit die hohe Form der Liturgie eines Mönchsconventes nicht zuläßt – es ist doch Kirche Christi, die zur Anbetung Gottes versammelt ist; an die, auch an sie, der Auftrag des Herrn ergangen ist. Und das ist entscheidend. In welcher Weise kann die deutsche Gemeinde an der Liturgie der Kirche so teilnehmen, daß das in ihr vorgeht, was Sinn der in den liturgischen Vorgängen sichtbar werdenden und mitzuvollziehenden Heilsbewegung ist, und daß die gottesdienstlichen Gestalten in ihrem wesentlichen Gefüge realisiert werden?, so lautet die Frage richtig gestellt. Eine Aneignung der liturgischen Gesamtordnung wie auch einzelner Formen in ihrer vorliegenden Gestalt ist unmöglich; eine bloße kunstvolle Gottesdienstveranstaltung, erreicht vielleicht durch weitgehenden Einsatz von Chor und Orgel, ist wertlos.

Es ist gesagt worden⁸, die Gemeinde, die in ihr gemäßen, also von den of-

fiziellen Formen der Liturgie abweichenden Formen die liturgischen Zeiern begehe, „partizipiere“ an der hohen Liturgie. Sie könne darin z. B. an dem hochoffiziellen sakramentalischen Vorgang der aus dem Auftrag und der Vollmacht der betenden Kirche dargebrachten Chorvesper mit ihrer Gemeindevesper „Anteil gewinnen“. Und ähnlich bei den vom Hochamt abweichenden Formen der Messfeier. Dieser Begriff der „partizipierenden Liturgie“, gewonnen aus dem philosophischen Satz *participatio fit secundum modum participantis*, kann dazu dienen, manche Schwierigkeiten zu beseitigen und gegenüber bestimmten Schlagworten liturgischer „Richtungen“ Klarheit zu schaffen. Er stellt die Unantastbarkeit der überlieferten und von der Kirche feierlich bestätigten liturgischen Formen fest; die von der Kirche festgelegte liturgische Ordnung wird dadurch nicht aufgehoben oder auch nur berührt, daß die Gemeinde sie in der ihr möglichen und entsprechenden Form mitbegeht. Diese geforderte Teilhabe ist ja auch zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise versucht worden; grundsätzlich bestritten worden ist nie weder Recht und Notwendigkeit dazu, noch auch, daß Art, Umfang und Intensität dieser Teilhabe von gewissen Voraussetzungen abhängig sind, die in der Zeit, dem Volk, den kulturellen Bedingungen usw. liegen. Ihnen ist auch zu jeder Zeit bald mehr, bald weniger Rechnung getragen worden.

Dieser Begriff der Partizipation wäre jedoch mißverstanden, wenn er dazu führte, die gemeindliche Begehung der kirchlichen Liturgie nur mehr uneigentlich zu nehmen; die Gemeinde des Volkes, die in ihrer Weise, jedoch so intensiv und so nahe der verfaßten und von der Autorität der Kirche bestätigten Liturgie wie möglich, die Heiltümer feiert, als Kirche, als Gemeinde Christi nicht ganz ernst zu nehmen. Er stellt zugleich fest, daß die so feiernde Gemeinde Anteil am Wesen der Liturgie gewinnt, daß sie damit wirklich in den liturgischen Vorgang eintritt. Das unterscheidet unsere Zeit, daß das Kirchenvolk, die Gemeinde der Laien mit dem Priester in ihrer Mitte, den Auftrag des Herrn als an sich selbst gerichtet vernimmt, daß sie sich ihrer Würde als Volk Gottes, als *plebs sancta*, bewußt zu werden beginnt. Dieses neue Selbstverständnis, das sich ja überall meldet, beansprucht auch und gerade vor dem Altar, im Hause Gottes, das zugleich ihr eigenes ist, ernst genommen zu werden. Daß das, aufs Ganze gesehen, noch nicht geschieht, darauf deutet schon

der Begriff „Volksliturgie“ in der Fönung, in der er meist verwendet wird. Streng genommen enthält er eine Tautologie: Liturgie ist von Wesen Liturgie der Kirche, der in Christus verfaßten Gemeinde vor Gott. Was bedeutet da der doch einschränkend gemeinte Begriff „Volk“ vor dem der Liturgie, da er in diesem doch schon enthalten ist! Diese Begriffsformung läßt erkennen, daß es für viele Christen noch immer einen Begriff von möglicher Liturgie gibt, bei welcher die Gemeinde stumm alles über sich ergehen läßt und nur der Priester, Assistentz und Chor zu Wort und Tun kommen. Er zeigt an, daß das rechte, ganzheitliche Bewußtsein von der Kirche und ihrem liturgischen Amt noch lange nicht in das Denken und Formulieren vorgebrungen ist. Der Begriff einer Volksliturgie ist, streng genommen, dieselbe Unmöglichkeit wie der der Gemeinschaftsmesse, des Gemeinschaftsgottesdienstes. Der Ausdruck „Gemeinschaftsmesse“ ist in seiner gefühlshafte-romantischen Färbung zu verstehen aus der Aufbruchszeit der liturgischen Bewegung, als sie noch nicht von dem stark erlebnishaften Begriff der Gemeinschaft, die allerdings von Anfang an als Zelle innerhalb der untätigen, sich liturgisch nur aufnehmend verhaltenden Gemeinde verstanden wurde, durchgestoßen war zum objektiven Begriff der Gemeinde. Der Ausdruck „Volksliturgie“ dagegen ist nur zu verstehen innerhalb einer Auffassung, für die das „heilige Volk Gottes“ kaum viel mehr ist als Objekt der Betreuung durch den Pfarrer, wie jüngst wieder ganz rein zum Ausdruck gekommen ist. Es hieß da^o: „Die liturgische Bewegung darf nicht ausarten in eine subjektivistische und separatistische Liebhaberei, Fändelei und ‚liturgischen Sport‘ einzelner, sondern muß sich in den Dienst der Gesamtseelsorge eingliedern, die das oberste Prinzip ist und bleibt. Wichtiger als alle liturgische Detailbetreuung einzelner Kreise ist die allgemeine Pastoration durch Predigt und Sakramentenempfang, durch Pflege der Standes- und Vereinsbedürfnisse, durch Verlebendigung der katholischen Aktion und des Laienapostolates. Ein bloß äußeres, mechanistisches oder gar gewaltsames Aufzwingen der liturgischen Ideologie und Praxis wird wenig Nutzen erzielen, stößt innerlich ab, entfremdet das Volk dem gesunden und richtig verstandenen liturgischen Leben der Kirche und birgt geradezu die Gefahr separatistischer, um nicht zu sagen schismatischer Tendenzen in sich.“ Der Laie von heute, der christlich bewußt in Zeit und Kirche steht, empfindet in solchen

Worten und in einer solchen Haltung ein Verkennen der Würde und des Rechtes, das er als getauftes und mündiges Glied der Kirche hat. Mag sein, daß es ein profanes Laienbewußtsein gibt, „das aus einer soziologisch bedingten bedeutsameren Stellung des Laien in der materiellen und geistigen Welt von heute seine Nahrung schöpft“¹⁰. Die Gründe für die Entstehung des Kirchenbewußtseins des heutigen Laien und für die Forderung nach stärkerer Teilnahme an der Liturgie aber sind sicher nicht in der bildungsmäßigen Ebenbürtigkeit oder gar Überlegenheit vieler Laien über Kleriker zu suchen; die Ernsthaftigkeit und Ursprünglichkeit dieser Entwicklung ist theologisch begründet: es erwacht das Bewußtsein, daß die Gemeinde der Laien mit ihrem Bischof bzw. dessen Vertreter „Leib Christi“ ist, „Kirche“ an diesem Ort, herausgerufenes, auserwähltes, heiliges Volk, berufen zur Synaxis des heiligen Dienstes. Diese Selbsterkenntnis des Laien von seiner heiligen Gliedschaft, dieses Bewußtsein, erberechtigter Söhne und Töchter im Hause des Vaters zu sein, verlangt nach Ausprägung auch vor dem Altar. Spannungen entstehen dort, wo in einer allzu statischen Ordnung für die Dynamik dieses Selbstverständnisses kein Raum geöffnet, kein Ausdruck bereit ist. „Liturgische Betreuung“ – wach ein Nichtsehen eines der hoffnungreichsten und weittragendsten Anliegen der Kirche! Welche Entfernung vom theologischen Begriff der Kirche und des Gottesdienstes, wie er aus der heiligen Schrift und den Vätern spricht! Und nun gar „Detailbetreuung“! Durch welches babylonische Exil müssen wir gehen, bis wir wieder zur Fülle der Berufung Christi bereit und fähig sind!

In einem Punkt allerdings berührt der angeführte Erlaß von ferne etwas Wichtiges: Würde sich die volksliturgische Bewegung als eine „liturgische Richtung einzelner Kreise“ empfinden und von der Gemeinde abheben („separatistische Tendenzen“), würde sie eine „liturgische Ideologie“ verbreiten, so wäre sie theologisch und religiös belanglos und für die Einheit der Gemeinde und den Ernst ihres liturgischen Berufes gefährlich. Die Aufgabe liegt ja genau in der umgekehrten Richtung: die Gemeinde als Ganzes soll ihre Berufung zum Vermächtnis des Herrn erkennen; soll die Herrschaft ihres Hausvaters und Königs in kultischer Sinnbildlichkeit und Wahrheit erleben, feiern und loben; soll sich selbst, mit ihrem

ganzen Bestand, nicht nur mit ihrem rationalen Teil, ihre Art und ihr Schicksal, ihre Not und ihre Freude darbieten und in der Feier des Brotbrechens und in der Dankagung eine einige Gemeinde von Brüdern werden. Die Gemeinde als Ganzes soll erfassen, daß ihr liturgisches Tun höchste Wichtigkeit vor Gott besitzt und vollgültige kirchliche Würde hat. „Volksliturgie“ kann nur den richtigen Sinn haben, daß sie vom ganzen Volk der Gemeinde, dem „neuen Volk“, dem „Israel rechter Art“ (Luther), als wirkliches *leitón ergon* begangen wird. (Wenn der Begriff „volksliturgisch“ trotz der dargestellten Bedenken im Folgenden weiter verwendet wird, da praktisch kein anderer zur Verfügung steht, so möge man sich bewußt halten, daß er in diesem Sinn gebraucht wird.) Und darum hängt so viel daran, daß wirklich das ganze Volk, auch das „profanum vulgus“, das es vor Gott nicht gibt, das ganz in seiner gewachsenen Art steht, sich aus seinen ursprünglichen Zusammenhängen nicht lösen kann und der komplizierten Umsetzungen des Gebildeten nicht fähig ist, das kein Latein versteht und zur Gregorianik nur auf einem längeren Weg und unter bestimmten Voraussetzungen zu führen sein wird, daß dieses ganze Volk seine in Taufe und Firmung erworbene verborgene Hoheit als Gottesvolk erkenne, sie in der ihm gemäßen Begehung der Heilsgeheimnisse stets lebendiger erfahre und glaubwürdig darstelle.

Geschichtliche Betrachtungen

Man kann der Geschichte als reinem Gewesenem gegenüberreten, ohne Bereitschaft, sie wirklich zu hören, ihr zu begegnen und aus der Auseinandersetzung zwischen ihr und der eigenen Situation ein vielleicht verborgenes oder verschüttetes Gesetz neu zu erfahren. Es ist die Haltung der Selbstsicherheit, die sich der Notwendigkeit überhoben fühlt, die Geschichte mit ernsthafter Aufmerksamkeit zu befragen. Einen unmittelbaren Zugang zu den Erscheinungen der Vergangenheit kann sie nicht finden; es bleibt ihr nur der Weg pseudohistorischer, relativistischer Betrachtung. So kann ihr auch ein Zurücksuchen zu den Quellen, die Aufstellung geschichtlicher Leitbilder, die Reinigung und Stärkung des eigenen Befundes durch geschichtliche Erkenntnis und die Neuformung unter klarem geschichtlichem Bewußtsein nur „Repristinatio“ sein. Die grundsätzliche theoretische oder praktische Sanktion des Bestehenden ist nicht deswegen entschuldbar, weil sie gegen eine Neigung steht, die ebensosehr die Gefahr des Unglaubens enthält: einer rückwärts gewandten Romantik, die von der Kirche ausdrücklich als durchaus unkatholisch abgelehnt worden ist, etwa gegenüber dem geschichtlichen Fühlen Luthers, für den die Urkirche eine fast absolute Bedeutung hatte: „Je näher unsere Messe der ersten Mess Christi sein, je besser sie ohne Zweifel sein, und je weiter davon, je fährlicher“¹¹. Beide Haltungen haben gemeinsam, daß sie Formen, deren sich die Kirche auf ihrem Weg durch die Geschichte bedient und die sie zu ihrem Geist verwandelt hat, für absolut und verbindlich erklären. Neue, unberechtigte Argernisse zu den notwendigen des Glaubens hinzu, oder die Beschneidung und Entformung auch echter, geistgewirkter Entwicklungen und also Abfall sind die Folge.

Bei der vollsiliturgischen Arbeit wird auf beide Gefahren zu achten sein. Es ist nicht die erste und notwendigste Aufgabe, zu verwerfen und auszuscheiden. Wenn es nur gelingt, durch stetige Unterweisung, durch richtige, den Vollzug befruchtende Deutung der liturgischen Vorgänge und die Aufschließung ihres Sinnes, und Hand in Hand damit durch die fort-

schreitende Herausarbeitung der elementaren Geschehnisse und eine sinnvolle Gestaltung der gottesdienstlichen Grundformen wirkliches Wachstum in der Gemeinde hervorzulocken, dann wird die Entwicklung allmählich und ohne Gewalttätigkeit gottesdienstliche Fehlformen oder Überwucherungen von selbst abstoßen oder auf ein richtiges Maß zurückzuschneiden. Vor allem aber ist es notwendig, eine klare Stufung der verschiedenen Gottesdienstarten herzustellen, besonders eine klare Scheidung von Andacht und Kult. Andererseits bedeutet die Herausarbeitung der tragenden, elementaren gottesdienstlichen Grundgestalten durchaus keine ungeschichtliche Wiederherstellung etwa urchristlicher Bräuche, denn es soll nicht Gewesenes als Gewesenes zur Autorität erklärt werden. Wo aber alte liturgische Formen, die vielleicht heute nur noch in der Anlage, in Nesten vorhanden sind und deren Zeichenhaftigkeit so nicht mehr verstanden werden kann, aus ähnlichen liturgischen Notwendigkeiten wie den einstigen aus ihrer Erstarrung gelöst werden und eine neue Lebendigkeit erhalten können – was steht dagegen, auf einen alten Brauch zurückzugreifen und seine Hilfe für eine Gestaltung zu nutzen, die vielleicht zudem das Eigenliche klarer durchscheinen läßt? Warum sollen die Offertorial- und die Kommunionpsalmen, um ein Beispiel zu nennen, nicht wieder ganz gesungen oder gesprochen werden, wenn die liturgische Feier an diesen Stellen nun wieder längere und die Sinnbildlichkeit der Vorgänge heraushebende und deutende Gesänge braucht? Und so manches andere.

Es wird nach dieser grundsätzlichen Einleitung richtig verstanden werden, wenn wir uns nun einigen Anliegen der Reformation zuwenden, in denen sich auch für unsere Lage Wichtiges geäußert hat. Es ist ein Unglück für die Kirche gewesen, daß solche im Kern berechnigte Anliegen die rechte und rechtzeitige Erfüllung nicht gefunden haben und ihre Beantwortung durch die Reformation den Mysteriumscharakter der Liturgie zerstört und vom Wesentlichen für viele Christen endgültig weggeführt hat. Diese Tatsache kann uns aber nicht von der Aufgabe befreien, nach dem zu suchen, worin vielleicht Recht und Pflicht zur Einleitung einer liturgischen Erneuerung bestand; es wird sogar unsere unerlässliche Pflicht sein zu fragen, ob eine unbeantwortete Not vielleicht auch jetzt noch besteht; die eigentlichen Impulse zu erkennen, auch wenn sie im Drang der geschichtlichen Verwirklichung in die Irre geführt haben.

Eine geschichtliche Stunde bietet sich nur einmal dar. Wird sie ausgeschlagen, oder nicht verstanden, oder mißbraucht, oder nicht im rechten und vollen Gehorsam gegen den Ruf Gottes darin erfüllt – das alles ist von beiden Seiten in der Reformation geschehen; wir stehen heute wieder vor solchen Entscheidungen –, so ist sie für eine lange Zeit vertan. Vielleicht, daß nach Zeiten der Erstarrung, des Abfalls und stets neuer Empörung, die notwendig folgen, eine neue Weltstunde heraufkommt, in der neben den neuen auch die alten Fragen an die Kirche gerichtet werden. Es ist eine große Sorge, daß die Kirche dann der Welt ein Antlitz der Liebe und nicht der Selbstherrlichkeit zuwende; daß sie die Anliegen, die seit jenem ersten Wachwerden eine offene Wunde geblieben sind, nun zu erfüllen bereit sei.

Verstummen können Fragen nie mehr, sind sie einmal in solcher Dringlichkeit gestellt worden wie von der Reformation. Nachdem eine Anzahl von wesentlichen Neuerungen und Neuformungen, die während der Reformationszeit auch im katholischen Bereich durchgedrungen waren, in der Gegenreformation wieder unterdrückt worden waren, meldete die Aufklärung alte Forderungen von neuem an. In einer „Katholischen Charfreitagssfeier, in das Deutsche übersezt, mit Erklärungen und Melodien“¹² heißt es: „Man hat bei dieser Übersetzung einzig die Absicht gehabt, den Pfarrkindern das verständlich und für das Herz rührend zu machen, was sie unter der Hülle der lateinischen Kirchensprache und ohne Erklärung der Zeremonien nie verstehen würden. Die Kirche behält den Gebrauch ihrer eigenen Sprache: es wird rührend genug sein, wenn die Lesenden verstehen, was am Altare vorgeht; und wenn sie sehen, wie so manches, auch in deutscher Sprache und in der nämlichen Melodie, zur Erweckung der Andacht im Geiste und in der Wahrheit könnte gesungen werden.“ Dieser schwäbische Landpfarrer hat ein gesundes Gefühl für den liturgischen Grundmangel des bestehenden Zustandes und einen guten seelsorgerlichen Sinn gehabt. Es mehren sich auch die Stimmen, und zwar unter den Pfarrern, die es wissen müssen, die anerkennen, daß der liturgische Einfluß von Wessenberg im süddeutschen Bereich sich auch heute noch sehr günstig auswirkt. Allerdings wird aus den zitierten Sätzen auch deutlich, daß diese Zeit liturgisch gültige Gestaltungen kaum geben konnte. Es kam der kirchlichen Aufklärung zu sehr darauf an, „das Herz zu rühren“ und

„Andacht zu erwecken“. Ihr Streben ging im Ganzen auf die Anteilnahme des Einzelnen, auf Betrachtung, nicht auf die öffentliche, gemeinsame liturgische Begehung. Wir können uns nicht mehr damit zufrieden geben, zu „verstehen, was am Altare vorgeht“, im übrigen aber hinter einem geistigen Letztner, der unübersteiglicher trennt als einer aus Stein, unteiligte Zuschauer des liturgischen Geschehens zu sein. Unser Kirchenbewußtsein hat eine andere Fülle und Tiefe gewonnen und kann sich nicht mehr damit abfinden, daß ihm die Ausprägung vornehmlich in der Liturgie und die stete Bestärkung und Übung durch sie vorenthalten bleibt.

Immerhin ist es von Wichtigkeit zu sehen, daß sich auch die Liturgiker der Aufklärungszeit bemühten, Formen aus eigener Tradition liturgisch zu durchdringen; etwa wenn in deutschen Singmessen der Versuch unternommen wird, „die antiphonale Form des Introitus mit chorischem Kyrie und responsoriale Formen in einer Übertragung auf das Kirchenlied wiederzugeben und nach choralem Vorbild das liturgische Verhältnis von Vorsängern und Gemeinde in entsprechender Differenzierung auszudrücken“¹².

Die Bemühungen der Reformation wie der Aufklärung um eine Liturgie, die wirklich Gottesdienst des Volkes ist, von der Gemeinde getragen, mußten scheitern, zuletzt deswegen, weil beiden Bewegungen echtes sakramentales Denken fehlte. Die Reformation hatte das Verständnis des Sakramentes des Neuen Bundes als der realen Gegenwärtigsetzung der Opferhingabe des Herrn am Kreuze verloren und damit alle Liturgie von ihrem Quell abgeschnitten. Das Bewußtsein von der Bedeutung der liturgischen Begehung für die Heilsgewinnung, der Messe als der innersten Mitte der Einheit der Christen schwand deswegen rasch dahin. Die katholischen Liturgiker der Aufklärungszeit besaßen wohl die dogmatischen Formulierungen; aber es ging ihnen der lebendige Bezug zur Wirklichkeit des Mysteriums wie der Kirche ab. Es fehlte ihnen auch der historische Sinn, die Verwurzelung in gewachsener Tradition, wenigstens in vielem Betracht, die Ehrfurcht, ja der Blick für die Größe des in gewaltiger Geschichte durch lange Zeiten und Räume Gewordenen, das man nicht so einfachhin ändern oder anpassen kann, auch wenn es sich nur um die Schaffung volksliturgischer Formen neben den kirchlichen Hochformen handelt.

Schließlich mußte dieser Zeit – das ist ein Zeichen ihrer geistig-religiösen Struktur – aufs Ganze gesehen der sakrale Stil in Musik und Sprache mangeln. So konnten ihre Übertragungen, Lieder und Andachten vor den Maßstäben der Liturgie nicht genügen.

Und waren doch Brot für unser Volk, keine Steine, mag der Vorwurf des Rationalismus, des Moralisierens auch tausendmal wahr sein. So muß man bedauern, daß in den letzten Jahrzehnten in manchen Diözesen aus dieser Zeit stammende Gebräuche wieder abgeschafft worden sind, ohne daß volksliturgisch Besseres an die Stelle gesetzt worden wäre. Auch eine Anzahl ihrer deutschen Eingemessen sind, richtig im Gang der liturgischen Handlung gesungen, immer noch besser als das Hochamt mit dem Kirchenchor unter völliger Stummheit der Gemeinde, oder ein liturgisch und musikalisch ungenügend unterbautes Volksschoralamt, oder eine Messe, während der gänzlich willkürlich gewählte oder bloß *de tempore* bestimmte Lieder gesungen werden, wie das heute noch weithin geübt wird.

Die Reformation konnte in mancher Hinsicht noch von weit besseren Voraussetzungen ausgehen, solange die altkirchlichen Bindungen noch stark waren und solange die dogmatischen Irrtümer oder falsche oder nur periphere Begründungen der Liturgie sich nicht voll auswirkten. Luther und die ganze Reformation haben altliturgische Gestaltungen mit überraschender Treue bewahrt. Davon erhält man einen Eindruck, wenn man etwa den Band „Altargesang“ des „Handbuchs der deutschen evangelischen Kirchenmusik“¹⁴ oder „Thomas Münzers deutsche Messen und Kirchenämter“¹⁵ durchblättert. Das geht auch aus vielen direkten Zeugnissen hervor. Etwa aus der Einleitung zu Luthers „Formula missae“ (1523)¹⁶: „In primis itaque profitemur non esse nec fuisse umquam in animo nostro omnem cultum dei prorsus abolere, sed eum qui in usu est . . . repurgare et usum pium monstrare.“ Die ganze Neuordnung des Gottesdienstes durch Luther ist, sieht man einmal ab von der freilich entscheidenden Herausbrechung der Opferwirklichkeit aus der Messe, von einem sehr konservativen Grundzug bestimmt. Noch mehr – davon wird noch zu reden sein – die Münzers: „Ut quam minima mutatio fieret“. Die Gesangstücke der Messe haben beide fast völlig übernommen. „Und daher, acht ich, daß viele Gesänge so fein und herrlich vom Danken und Loben gemacht, und bisher blieben ist, als das Gloria in excelsis, et in terra etc.,

das Alleluia, das Patrem, die Präfatio, das Sanctus, das Benedictus, das Agnus Dei. In welchen Stücken du findest nichts vom Opfer, sondern eitel Lob und Dank, darum wir sie auch in unseren Messen behalten" (Luther)¹⁷. Auch die lateinische Sprache und den gregorianischen Choral hat Luther sehr hochgeschätzt und ihnen im Gottesdienst auch der lutherischen Gemeinden einen Platz angewiesen. In einem Bericht von Johann Walther¹⁸, Luthers musikalischem Mitarbeiter, heißt es: "... und hatte kein Gefallen daran, daß die Schüler für den Turen nichts denn deutsche Lieder sungen. Daher sind auch diejenigen nicht zu loben, tun auch nicht recht, die alle lateinischen christlichen Gesänge aus der Kirchen stoßen, lassen sich dünken, es sei nicht evangelisch oder lutherisch, wenn sie einen lateinischen Choralgesang in den Kirchen singen oder hören sollen. Wiederum ist's auch unrecht, wenn man nichts denn lateinische Gesänge für die Gemeine singt, daraus das gemeine Volk nichts gebessert wird. Derwegen sind die deutsche Geistliche, reine, alte und Lutherische Lieder und Psalmen für den gemeinen Haufen am nützlichsten: die Lateinischen aber zur Übung der Jugend und für die Gelehrten." Solche Zeugnisse ließen sich aus vielen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts häufen. Ordinariumsstücke und die entsprechenden Verdeutschungen konnten nebeneinander stehen. Wittenberger Ordnung 1533: „Darnach singt der Priester <Credo in unum Deum>. Darauf singen die Schuler patrem lateinisch, alsdann mit dem Volk <Wir glauben all an einen Gott>." Dieses Nebeneinander scheint eine weit verbreitete Gepflogenheit gewesen zu sein. So heißt es in der „Kölnischen Reformation" von 1543¹⁹: „Und dweil das Kyrieleison ein allgemein gebet, und das Gloria in excelsis ein gemein lobgesang ist, sollen die Pastoren sehen, das das volck diese geseng gelehret werde auch in Teutsch zu singen." Vom Sanctus und Benedictus aber wird gesagt: „Darauff folge dan das Sanctus, das wo Cleriken seind, von Inen zu latein und vom volck zu teutsch gesungen werde, eins umb das ander, jedes dreimal. Als so die Cleriken singen, Sanctus, das volck singe Heilig, aber das folgend, Dominus Deus sabaoth, und das Benedictus, sol in teutsch von gangen gemein gesungen werden, uff diese weiß, Sanctus, heilig, Sanctus, heilig, Sanctus, heilig ist der Herr..." Sehr aufschlußreich nicht nur für die Nähe Luthers zur kirchlichen Liturgie, sondern auch für Antriebe, Richtung und allmählichen Verlauf seiner Neuordnung

des Hauptgottesdienstes ist eine andere Stelle aus der Vorrede zur Formula Missae: „Cantica velim etiam nobis esse vernacula quam plurima, quae populus sub missa cantaret vel juxta gradualia, item juxta Sanctus et Agnus Dei. Quis enim dubitat, eas olim fuisse voces totius populi, quae nunc solus chorus cantat vel respondet episcopo benedicienti? Possent vero ista cantica sic per episcopum ordinari, ut vel simul post latinas cantiones vel per vices dierum nunc latine nunc vernacula cantarentur, donec tota missa vernacula fieret.“ In diesen Zusammenhang gehört auch, daß der Lutherchoral der Gregorianik noch sehr nahesteht, teilweise aus ihr entwickelt worden ist, während nicht lange nach der Reformation ein bedeutungsvoller Stilwandel eintritt, der rasch zur Auflösung und Zerstörung wesenhaft liturgischer Musik, bzw. der geistigen und musikalischen Voraussetzungen dazu, führt.

Welches sind nun die Hauptantriebe für Luthers gottesdienstliche Umgestaltung? Da der Kult eine der zentralsten Ausprägungen des Selbstverständnisses der Kirche ist, mußte sich Luthers veränderte theologische Grundhaltung auch in seiner liturgischen Neuordnung auswirken. Der Opfercharakter der Messe mußte fallen, denn er sah durch ihn in einem tiefen Unverständnis des Wesens des Sakramentalen die Einmaligkeit der Heilstat Christi verletzt. Folglich rückt das Liturgische aus der Mitte der Wesensäußerungen der Kirche weg. Die Kardinalfrage Luthers, nach der Rechtfertigung im Glauben, drängt alles andere an den Rand, bringt sogar eine gewisse Gleichgültigkeit, ja Begnerischeit gegen das hervor, was als „äußerlich“ angesehen wurde. Das Liturgische rückt in das Gebiet der Ordnungsfragen. Wenn es auch unumgänglich ist, eine Ordnung aufzustellen, so bleibt doch ein gewisses Mißtrauen gegenüber jeder Ordnung wach, denn jede kann dazu verführen, sich in ihr zu beruhigen und so dem reformatorischen Kernanliegen auszuweichen, statt sich der wesenhaft christlichen Unruhe ungeschützt preiszugeben. So will Luther auch die „Deutsche Messe“ (1526) nicht verpflichtend machen: „Wir stellen solche Ordnung gar nicht um der willen, die bereits Christen sind; denn die bedürfen der Dinge keins, sie haben ihren Gottesdienst im Geist. Aber um der willen muß man solche Ordnung haben, die noch Christen werden sollen oder stärker werden. Allermeist aber geschieht es um der Einfältigen und des

jungen Volkes willen, welches soll und muß täglich in der Schrift und Gottes Wort geübt und erzogen werden."²⁰ Diesem erzieherischen Gesichtspunkt kommt in Luthers gottesdienstlichem Denken eine außerordentlich wichtige Rolle zu. So richtet er z. B. tägliche Gottesdienste außer der Messe, also Metten und Vespere, nur oder doch vor allem für die Jugend ein, nicht für die ganze Gemeinde, und bei ihrer Gestaltung sind pädagogische Erwägungen ausschlaggebend. In der „Deutschen Messe“ heißt es: „Für die Knaben und Schüler, in der Bibel zu üben, geht's also zu: Die Woche über täglich vor der Lection singen sie etliche Psalmen lateinisch, wie bisher zur Mette gewohnt. Denn, wie gesagt, wir wollen die Jugend bei der lateinischen Sprache in der Bibel behalten und üben. Nach den Psalmen lesen die Knaben einer um den andern, zwei oder drei, ein Kapitel lateinisch aus dem Neuen Testament, darnachs lang ist. Darauf liest ein anderer Knabe dasselbe Kapitel zu deutsch, sie zu üben, und ob Jemand von Laien da wäre und zuhörte. Darnach gehen sie mit einer Antiphon zur deutschen Lection, davon droben gesagt ist. Nach der Lection singt der ganze Haufe ein deutsches Lied, darauf spricht man heimlich ein Vaterunser, darnach der Pfarrherr oder Kaplan eine Kollekte, und beschließen mit Benedicamus Domino, wie gewohnt ist. – Desselbigen gleichen zur Vesper singen sie etliche Vesperpsalmen, wie sie bisher gesungen sind, auch lateinisch mit einer Antiphon, darauf einen Hymnus, so er vorhanden ist. Darnach lesen sie abermals einer um den andern, zwei oder drei, lateinisch aus dem Alten Testament, ein ganzes oder halbes Kapitel, darnachs lang ist. Darnach liest ein Knabe dasselbige Kapitel zu deutsch, darauf das Magnificat zu Latein, mit einer Antiphon oder Lied, darnach ein Vater Unser heimlich, und die Kollekte mit dem Benedicamus. – Das ist der Gottesdienst täglich durch die Wochen in Städten, da man Schulen hat.“

Der Erzieher drängt sich nicht in allen seinen Äußerungen über Liturgie so bestimmend hervor; man kann sich aber des Eindrucks nicht entschlagen, daß er in ihm die eigentliche Rechtfertigung öffentlichen Gottesdienstes sähe, nachdem er die wirklich christliche nicht mehr verstanden hatte, die im Auftrag und Vermächtnis des Herrn liegt: „Tuet dies zu meinem Andenken“ – wobei allerdings „Andenken“, „Gedächtnis“ kultisch, also nicht nur im Sinn einer Erinnerungsfeier begriffen werden muß. Auf

alle Fälle ist die später einsetzende Entwertung der Liturgie schon bei Luther angelegt; Liturgie besteht nur um der Sündhaftigkeit der Menschen willen. Für die, so mit Ernst Christen sein wollten, erstrebte er eine recht konventionellhaft anmutende Form des Gottesdienstes, seine „dritte Weise“. Da Luther aber diese Idealgemeinde noch nicht hat, so kann er für sie keine Ordnung schaffen...

Welches Abgleiten vom Grunde des christlichen Kultes diese Betonung des Erzieherischen enthüllt, ist heute sehr notwendig deutlich herauszustellen: sehr verwandte Begründungen haben für die liturgischen Bemühungen mancher Pfarrer heute eine Bedeutung, die einen echten Erfolg liturgischer Erziehung gefährden. Gewiß ist die Feier der Eucharistie, ist das öffentliche Gebet der Kirche stärkste Erziehungsmacht; aber nur dann, wenn der Kult aus seiner Mitte begründet wird, wenn seine Kräfte rein aus ihr fließen können, wenn also die erzieherischen Absichten nicht unmittelbar wirken wollen, sich nicht der Liturgie als eine Mittels für ihre Zwecke bemächtigen.

Bei solcher Gottesdienstauffassung ist es keine Überraschung, wenn Luther, trotz eines für uns heutige erstaunlichen liturgischen Konservatismus, doch vor einschneidenden Änderungen – „bessern“ oder „reinigen“ war der Ausdruck dafür – nicht zurückgeschreckt ist und so vielen kleineren Geistern darin Vorbild geworden ist. Es wird als ein unlösbarer Widerspruch zum sonstigen Wesen Thomas Münzers empfunden werden, dessen Gestalt und Bedeutsamkeit doch wohl noch nicht genügend aufgeheilt ist, daß er an Ehrfurcht vor der Liturgie der Kirche und an Treue gegen die liturgische Tradition Luther weit übertrifft. Das zeigt etwa ein Vergleich von Luthers liturgischen Schriften von 1523 („Von Ordnung Gottesdiensts in der Gemeinde“ und „Formula Missae“) und 1526 („Deutsche Messe“ und „Ordnung Gottesdiensts“) mit der „Deutschen evangelischen Messe“ Münzers von 1524, die sich viel enger an die Ordnung der römischen Messe anschließt als Luther. Unter anderem hat er sich z. B. in seinen Agenden nicht von der Vulgata gelöst, deren Verbindung mit der Liturgie ja schlechterdings untrennbar ist; so verpflichtend war für ihn die überkommene Gestalt der Liturgie. Wie echt und klar sein Gefühl für das liturgische Richtige, wie hellichtig sein Blick für die kommende Entwicklung war, beweist seine scharfe Warnung vor der überstarken Stellung, die der Predigt schon

im Reformationszeitalter im gesamten Bereich der Reformation eingeräumt worden war. Ebenfalls zeigte er sich als Bilderstürmer in seinen „Kirchenämtern“, in denen er durch Übersetzung und Eindeutschung dem Stundengebet im Kirchenvolk eine Heimat zu geben versuchte. Den stärksten Eindruck aber empfängt man von dieser Treue, dieser Verwurzelung in den liturgischen Überlieferungen, wenn man sein Verhältnis zum gregorianischen Choral betrachtet. Für ihn war, in stärkstem Gegensatz zu Luther, die Gregorianik der kultische Gesang schlechthin. So gelten neben der Übersetzung des Lateinischen in seinen Gottesdienstordnungen seine Bemühungen vor allem einer singbaren deutschen Gregorianik. Für die uns gestellte liturgische Aufgabe steht er uns daher grundsätzlich in mehreren Beziehungen viel näher als Luther, und der von ihm eingeschlagene Weg vermag uns mehr zu lehren als vergleichbare Lösungsversuche Luthers, auch da, wo wir Mönche nicht nachgehen können.

Mehrere Linien von Luthers theologischem Denken führen zu der unbedingten Forderung, daß der Gottesdienst in allen seinen Teilen verstanden werde: die Verdeutschung ist ein Hauptanliegen der Reformation; allerdings darf nicht übersehen werden, daß der Humanist Luther, wo wirkliches Verständnis gewährleistet ist, mit Leidenschaft dafür eingetreten ist, auch das Latein beizubehalten, um die Jugend darin zu üben, und dann auch um des großen liturgischen Erbes willen, das nur mit dieser Sprache bewahrt werden kann: „Denn ich in keinem Weg will die lateinische Sprache aus dem Gottesdienst lassen gar wegkommen; denn es ist mir alles um die Jugend zu tun. Und wenn ichs vermöchte und die griechische und hebräische Sprache ist uns so gemein als die lateinische, und hätte so viel feiner Musika und Gesangs als die lateinische hat, so sollte man einen Sonntag um den andern in allen viere Sprachen, deutsch, lateinisch, griechisch und hebräisch Messe halten, singen und lesen²¹.“ Das sind Worte, die auch heute manchen Gruppen in und außer der Kirche Anlaß zu besinnlichen Überlegungen geben können.

Freilich hat die Eigendynamik der durch Luthers Lehre und Tat angestoßenen Bewegung sehr bald von solcher Weitherzigkeit weggeführt. Die Messe als liturgisches Verfüß ohne den Kanon ist, wenn die Entwicklung nach ihren eigenen Gesetzen verlaufen kann, nicht zu halten; die pädagogische Begründung für die Mehrsprachigkeit im Kultus ist vollends unzu-

reichend. Der letzte Grund aber liegt in den sakramentalen Anschauungen des Protestantismus selbst. Eiturgie ist reines Menschenwerk und hat also ihre Bedeutung für die christliche Heilswirtschaft fast völlig verloren. Ihre Aufgabe ist es, „daß das Wort in Schwang gehe“. Das Wort ist für Luther die einzige Wirklichkeit sakramentalen Charakters; die Sakramente, das Opfer haben für ihn ihren wesenhaften, eigentlichen Sinn verloren, sind uneigentliche, kraftlose, nur hindeutende Zeichen geworden, nicht mehr Bewirkung göttlicher Gnade. Das Wort aber bewirkt göttliches Leben. „Die Worte sind göttlich Belübde, Zusagung und Testament; die Zeichen sind Sakrament, das ist heilige Zeichen . . . Nun als vielmehr liegt an dem Testament, denn an dem Sakrament, also liegt vielmehr an den Worten, denn an den Zeichen. Denn die Zeichen mögen wohl nicht sein, daß dennoch der Mensch die Worte habe, und also ohne Sakrament, doch nicht ohne Testament selig werde.“

Es liegt hier eine verabsolutierte und also ins Häretische geratene Einsicht von hohem religiösem, christlichem Ernst und von gewaltiger Wirkung vor. Wir wollen uns aber dabei jenes schönen Wortes von J. A. Möhler erinnern: „Da also die das Leben bedingenden Gegensätze so häufig zu Widersprüchen werden, so nimmt die Kirche billig ihren (der Häretiker) Beitrag als verfehlte Gegensätze zu ihrem Leben auch in dieser Form an, ohne sie deshalb als unbedingt notwendig und damit als gut anzuerkennen“ (Die Einheit der Kirche). Ob der Beitrag Luthers schon angenommen ist? Wer weiß, was diese Frage bedeutet, und sich nichts vormacht, wird sie, aufs Ganze der katholischen Wirklichkeit gesehen, ehrlicherweise verneinen müssen. Es ist kein Zweifel, daß drüben die Ansprechbarkeit, die Empfänglichkeit für das Wort der Schrift eine viel unmittelbarere ist. Man ist immer wieder erstaunt, im Gespräch mit gläubigen Protestanten einem weit offeneren Sinn für die Fülle des göttlichen Wortes zu begegnen, für gerade die Besonderheit von Gestalten und Ereignissen, die einmalige Lösung und Bedeutsamkeit eines Wortes, die Stimmung eines Zusammenhangs; und dazu einer großen Bereitschaft, das Wort als an sich selbst gerichtete Botschaft zu vernehmen; lauter Zeichen eines lebendigen Verhältnisses zur Schrift. Zurück bleibt von solchen Gesprächen immer wieder eine beunruhigende Beschämung über den verhältnismäßig geringen Umfang dessen, was einem durch Unterricht und Gottesdienst-

befuch von der Heiligen Schrift wirklicher Besitz geworden ist; darüber, wie festgelegt, wie einseitig von einigen wenigen Gesichtspunkten bestimmt, die in Unterricht, Predigt und Büchern apologetischer Art besonders immer wiederkehren, das eigene Verständnis ist. Für den Protestanten ist eben der Umgang mit ihr in weit intensiverer Weise Element christlichen Daseins.

Dafür ist von ungemeiner Wichtigkeit, daß ihr im protestantischen Gottesdienst ganz anders Raum bereitet ist als heute noch in der Messe und in den Andachten: Der Kreis der dort auftretenden Stücke ist sehr viel größer; die psychologischen Voraussetzungen für ein lebendiges Vernehmen sind, verglichen mit der üblichen Messgestaltung, ungleich günstiger; abgesehen davon, daß die Schriftauslegung Kernstück des protestantischen Gottesdienstes ist. Es wäre entscheidend viel getan, wenn man der Durchformung des Wortgottesdienstes der Messe die gebührende Sorgfalt angedeihen liesse. Es ist für ein in diesen Dingen waches christliches Ohr ärgerniserregend, wie durchweg mit dem Wort der Schrift im Anfangsteil der Messe umgegangen wird. Man ist trotz mancher Bemühungen im allgemeinen nicht darüber hinausgekommen, es eben als einen irgendwie notwendigen Teil eines liturgischen Ablaufes zu behandeln. („Gültig“ ist die Messe aber auch ohne diese sogenannte „Vormesse“ – der Ausdruck ist enthöllend –; zur Not genügt es ja, wenn man zur Opferung zu-rechtkommt . . .) Die Versuche, das Wort ernster zu nehmen, wenden sich meist an den Einzelnen, der durch angestrengte, vielleicht zu Hause vorbereitete Lektüre in seinem Messbuch für ein vertieftes Verständnis sorgen soll. Das ist gewiß notwendig und wichtig; es zeugt aber von der durchgehenden Verkennung der liturgischen, sakramentalen Bedeutung des Wortes Gottes, die es innerhalb der Feier des Mysteriums erhält (vgl. in diesem Zusammenhang Joh. 15, 3: „Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe“), von einem schlimmen Unverständnis sogar gegenüber den Grundforderungen liturgischer Gestaltung und der liturgischen Funktion des Wortes, das vom Altar her der Gemeinde verkündet und das von der Gemeinde im Gebet an Gott gerichtet wird. Das Wort Gottes wird in der Messe so lange nicht jene das Leben der Gemeinde und des Einzelnen durchbringende Macht sein, die es werden muß, bis es seine volle Leuchtkraft in der richtigen Gestaltung der Messe

zurückhalten hat. Eucharistie und Wort der Schrift gehören seit den frühesten Zeiten der Kirche zusammen. So muß die lieb- und ehefurchtslose Eile, die gerade für den Anfangsteil der Messe bezeichnend ist, aufgegeben werden. Sie macht jede Sammlung im Hören und Sprechen unmöglich, wenn überhaupt gehört und nicht nur gelesen oder geraten werden muß. Die ganze abstrakte, unsinnliche, liturgische sterile, nur von außen begriffene Form von neuem in Bewegung zu bringen, den inneren dramatischen Vorgang dieses Teiles der eucharistischen Feier lebendig darzustellen, ist unerläßlich. Auf die deutsche Sprache wird dabei nicht verzichtet werden können.

Im engsten Zusammenhang mit dem protestantischen Verhältnis zum Wort und seiner Stellung im Befüge der Liturgie und mit der aktiven Rolle, zu der Luther das Kirchenvolk im Gottesdienst aufgerufen hat, steht die Erhebung des Gemeindegesangs und des deutschen Kirchenliedes zum konstituierenden Bestandteil des Gottesdienstes. Es ist schon ausgeführt worden, warum der Versuch einer Liturgie ohne Mysterium mißlingen mußte. So ist um den ersten ernsthaften und mit einzigartigen sprachlichen und musikalischen Kräften unternommenen Versuch, eine deutsche Volksliturgie zu schaffen und so die seit der Christianisierung bestehende Fremdheit zwischen deutschem Volk und Liturgie zu überbrücken, eine tiefe Tragik – wie um so manche andere Anliegen, die Luther angemeldet und die wie die liturgischen zu einem guten Teil ihre Wurzel in der Zeit der Missionierung der Germanen haben²². Daß die Zeit für solche Versuche gekommen war, davon zeugen die spätmittelalterlichen Verdeutschungen von Ordinariumsstücken; das zeigen auch die Erlasse der Bischöfe, die sich seit dem Basler Konzil häufen. Darin wenden sie sich immer wieder gegen das Eindringen deutscher Gesänge in das Amt anstelle oder neben den liturgischen Stücken. Nachdem durch das ganze Mittelalter hindurch deutscher Volksgesang an bestimmten Stellen (z. B. vor und nach der Predigt) Sitte war, ist das Urteil wohl richtig, daß solche Versuche im Wesen und in der Dynamik der Sache lagen. Nach der Reformation sind sie auch in einigen deutschen Diözesen durchgedrungen²³.

Um das innere Schwergewicht dieser Entwicklung zu verstehen, die schließlich in der Reformation gegen die Kirche durchgebrochen ist, muß man

sehr weit zurückgehen. Man hat die Geschichte der Reisen gedeutet als einen stillen Kampf des Volkes um seine Liturgiegeltung, um seinen Anteil am Gottesdienst; wenn „Kampf“ richtig verstanden wird, mit Recht. Entstanden im Osten aus den Wechselgebeten, in denen die Gemeinde mit dem Ruf *Kyrie eleison* dem Priester antwortet – die Diakonika des Ostens haben diese Übung bewahrt, auch in der Mailänder Liturgie ist ein Rest vorhanden –, war der *Kyrie-eleison*-Ruf zäh festgehaltener Besitz des Kirchenvolkes auch dann geblieben, als die Litanei mit dem *Kyrieruf* die Messe nicht mehr eröffnete, sondern der *Introitus* ihr Anfangsstück geworden war. Im 11. Jahrhundert ist dieser geringe Rest aktiver Beteiligung des Volkes in der Liturgie an den Klerikerchor übergegangen. Das deutsche Kirchenlied nun ist in engster Bindung an diesen Volksruf entstanden, ein untrügliches Zeichen für seine Beliebtheit. Weitere Anregungen durch liturgische Stücke, Hymnen, Sequenzen, Tropen, befruchteten es. Im Lauf des Spätmittelalters schwoll es auf diese Weise stark an und dehnte seinen Geltungsbereich immer weiter aus; schließlich hat es sich auch innerhalb der Messe feste Stellen erobert; der mit der Stillmesse entstandene liturgische Leerraum ist dann ganz vom Kirchenlied ausgefüllt worden. Im 15. Jahrhundert schon ist, wie D. Ursprung in seiner hervorragenden großen Geschichte der katholischen Kirchenmusik schreibt, der Typ des „Lutherliedes“ geschaffen. „Das gerade wird entscheidend für das 16. Jahrhundert und besonders auch für Luthers Liedschaffen, daß anstelle der bisherigen Übersetzertätigkeit und strengeren Gebundenheit auch der Weg zu nachschöpferischer Selbständigkeit und Neuformung freigegeben ist, daß der liturgische Gehalt in einer die Laienkreise ansprechenden und dem deutschen Singen angemessenen Form geboten wird!... Gerade für jenen Zweig des Liedes, dem schon infolge der lateinischen, originalen Fassung ein klarer liturgischer Charakter und auch in der Verdeutschung ein literarisch gehobener Ton innewohnt, gilt im 16. Jahrhundert... bereits diese neue Stilrichtung.“²⁴ Luther ist der Erbe und Vollender dieser Entwicklung; ein, wie aus diesen Sätzen hervorgeht, legitimer Erbe, wenigstens was ihre musikalische Seite betrifft. Zugleich aber wurde diese Entwicklung durch ihn während der Ausbildung gegenreformatorischer Haltung doppelt verdächtig und ist im katholischen Bereich schließlich abgeschnitten worden. Sie hätte wohl dahin geführt, daß dem deutschen Volks-

gesang eine relative, volksliturgische Geltung zugestanden worden wäre, ohne daß die Hochformen der Messe mit dem gregorianischen Choral in ihrer Gültigkeit und ihrer Übung angetastet worden wären. Damit wäre eine alte Kluft geschlossen gewesen; ein Mangel, der seine Wurzeln tief in der Geschichte der Christianisierung der germanischen Stämme hat, wenigstens nach einer Seite beseitigt. Auch vom musikalisch-pädagogischen Gesichtspunkt aus wäre das von großer Bedeutung gewesen, da so „die unmenschliche Verachtung des Gregorianischen Gesanges unter dem Volk etwas gelindert“ worden wäre, wie sich die Vorrede zum *Hymnologium ecclesiae* von 1541²⁵ ausdrückt.

Die überschwängliche Begeisterung, mit der das deutsche Volk sich die Kirchenlieder Luthers und seiner Mitarbeiter angeeignet hat, zeigt, daß er mit ihnen einem ganz ursprünglichen religiösen, liturgischen und musikalischen Volksbedürfnis entsprochen hat. Auch der katholische Volksteil hat sich dieser reformatorischen Kirchenliedbewegung ja nicht entziehen können. Daß das Kirchenlied dort dennoch nicht die Bedeutung behalten hat wie im protestantischen Bereich, dafür sind die Gründe nach den obigen geschichtlichen Darlegungen einleuchtend. Als die Aufklärungszeit in ihren Singmessen ein liturgiegebundenes katholisches deutsches Liedgut schaffen wollte, war der lebendige Anschluß an den gregorianischen Choral, die Hauptwurzel deutscher Kirchenliedtradition, vollständig abgerissen. Sie war unfähig, liturgiegemäße Gestaltungen zu formen. Die Aufgabe ist also geblieben.

Dafür wird es fruchtbar sein, sich zu fragen, was dem Kirchenlied Luthers eine solche Bedeutung gegeben hat. Sehen wir dabei ab von der Entstehungssituation, seiner inneren Art und sprachlichen Größe: ein guter Teil seiner geradezu unfaßbaren Wirkung ist seiner sprachlichen Mächtigkeit zuzuschreiben, dem unwiderstehlichen Pathos der besten Verse, der echten religiösen Erschütterung, der viele Lieder ihr Dasein verdanken, seinem großgearteten und doch volksnahen Stil, dem gewaltigen Reichtum an Tönen des Gefühls, der Bildhaftigkeit des Ausdrucks usw. All das ist wichtig und war Voraussetzung dafür, daß diese Lieder außerordentlich rasch zum geistigen Bestand der reformatorischen Gemeinde gehören konnten, ja sogar sehr wesentlich zur Bildung ihres reformatorischen Bewußtseins beitrugen. Und doch genügt es nicht, um ihre Wir-

fung und ihre Bedeutung voll zu erklären. „Auch die vorreformatorische Zeit hatte Lieder, die denen Luthers gewiß nicht nachstanden und sie wurden gesungen. Ja, auch die Reformation hatte vor dem Beginn von Luthers Lieddichtung Dichter religiöser Volksgesänge hervorgebracht, ohne daß sie eine auch nur ähnliche Wirkung hätten ausüben können. Daß Luther neue Töne fand, ist nicht bestritten; aber zum Kern des Vorgangs gelangt man erst durch die Erkenntnis der Stellung des Kirchenliedes in der Gemeinde, die es durch Luther erhielt: durch das Kirchenlied wurde die Gemeinde im Gottesdienst selbst handelnd. Besser: ihre Äußerung gerade im Lied war für den Gottesdienst konstituierend geworden. Das Kirchenlied ist zum unübergehbaren, integrierenden Bestandteil der Liturgie erhoben.“²⁰ Hatte, infolge der Haltung der kirchlichen Behörden, das Singen von Kirchenliedern ganz im Widerspruch zum Stil dieser „deutschen Hymnen“ mehr erbaulichen Charakter, so erhielt es jetzt liturgischen Rang. Es war während der Liturgie nicht nur an Stellen geduldet, an denen das liturgische Geschehen sozusagen für einen Augenblick ruhte; oder eingesetzt, weil die Gläubigen beschäftigt werden mußten, da sie vom liturgischen Vorgang abgesperrt waren, wie in der Stillmesse und noch heute in vielen Messformen, sondern der Gesang von Kirchenliedern war genau in die liturgische Ordnung eingefügt. Die einzelnen der Gemeinde oder auch dem Chor zukommenden liturgischen Stücke waren in Kirchenliedform umgegossen worden. Eine gewaltige Verarmung, gewiß, wir haben das schon oben berührt, als wir von Münzer berichteten; aber man muß aus den Berichten eine Ahnung von der unerhörten Lebendigkeit dieser Gottesdienste empfangen haben; von der kraftvollen religiösen Bewegtheit, mit der sie von den Gemeinden begangen wurden, die doch eben noch nur stumme Zuschauer und Zuhörer in der Kirche gewesen waren; von dem Eindruck, den sie auf dieses Kirchenvolk gemacht haben; dem Überlegenheitsbewußtsein, das sie gegenüber den alten, abgelegten Formen erzeugt haben; der Gewalt, mit der diese Lieder von Jung und Alt und allen Ständen ergriffen worden sind! Haben doch jesuitische Zeugen versichert, sie hätten der neuen Lehre mehr Gläubige zugeführt als alle Predigt und andere Werbung! So antwortet Volk nur, wenn ihm die Lösung einer lange brennenden Frage gegeben worden ist! Die neue Bedeutung des Kirchenliedes erschließt sich aber erst dann voll, wenn man

es im Zusammenhang des lutherischen Gottesdienstverständnisses sieht. Wie die Schrift und die Predigt, so ist auch das Lied Verkündigung des Wortes, hat auch das Lied quasi-sakramentalen Charakter. Es ist Zeichen des Heiles, dessen die Gemeinde im Singen teilhaftig wird. Ja, das Singen ist sogar die der Gemeinde eigentlich zukommende, besonders aktive und ganzheitliche Art, sich unter das Wort zu stellen, es sich zu eigen zu machen und in Gebet zu verwandeln. Das Lied war also ganz in die Nähe eines Sakramentes gerückt und trat bald an dessen Stelle, denn „die Zeichen mögen wohl nicht sein, daß dennoch der Mensch die Worte habe, und also ohne Sakrament, doch nicht ohne Testament selig werde.“ Die Entleerung und Spiritualisierung, die diese Lehre notwendig auch zur Folge hatte, wurde erst im pietistischen Lied wirklich sichtbar – und hörbar.

Für unsere liturgische Lage ist wichtig: Kirchenlieder, sollen sie wirklich die Teilnahme der Gemeinde am liturgischen Vorgang fördern, müssen in Gehalt und Stelle eng an den liturgischen Verlauf angeschlossen werden; in der bisherigen, weit geübten Praxis wirkt das Kirchenlied als Zettner zwischen Gemeinde und Altar. Dazu ist nötig, daß der wesenhafte Unterschied zwischen Liturgie und Andacht klar gesehen, die dafür geltenden Maßformen und Merkmale scharf herausgearbeitet und zu einer Sichtung des Liedgutes gebraucht werden, und daß so das unsaubere, liturgisch unerträgliche Ineinander – am Altar Liturgie, im Schiff Andacht, im besten Fall dem liturgischen Geschehen einigermaßen parallelgeschaltet – unmöglich gemacht wird. So den liturgischen Ort des für den Kult geeigneten Kirchenliedes zu bestimmen, ist eine Hauptvoraussetzung für jede fruchtbare Arbeit am Kirchenlied in der deutschen katholischen Gemeinde. Doch werden wir darauf noch einmal zurückkommen müssen.

Von der Reformation sind auch für den liturgischen Bereich wichtige und nicht mehr länger zu überhörende Anliegen angemeldet worden. Es hängt sehr viel davon ab, daß wir ihre Geschichtsnotwendigkeit auch darin sehen und annehmen. Es mag sein, daß um höherer Werte willen es notwendig war, gewisse Forderungen eine Zeitlang zurückzustellen – die Meinung ist aber sicher richtiger, welche die Berücksichtigung von Opportunitätsgründen in der Kirche immer für eine fragwürdige und für die Gesund-

heit ihres inneren Lebens bedrohliche Sache hält -, heute ist es uns nicht mehr erlaubt, mit solcher Begründung Notwendiges zu unterlassen! Wieviele noch schwerwiegendere Gründe dieser Art gäbe es nicht heute und werden auch ins Treffen geführt! Wollen wir nie aufhören, aus der Negation zu leben? Es ist an der Zeit, die gegenreformatorische Abwehrhaltung auch diesem Fragenkreis gegenüber abzubauen. Würde es sich auch sehr rasch als völlig unzulänglich erweisen, die uns gestellten Aufgaben mit Erfahrungen aus der Geschichte lösen zu wollen, so wäre es doch von verhängnisvollen Folgen, sie außer Acht zu lassen oder auch nur geringzuschätzen.

Das Problem der Muttersprache in der Liturgie

„So kommt der Glaube aus dem Hören; was aber gehört wird, kommt durch das Wort Christi.“

Sehen wir nun zu den besonderen Fragen über, die sich stellen, wenn man mit der Liturgie als dem gottesdienstlichen Werk der Gemeinde, wie sie wirklich ist, ernst macht, so stoßen wir immer wieder auf das Problem der Muttersprache in der Liturgie als den Integrationspunkt aller dieser Fragen. Darin sammeln sich am sichtbarsten viele der Anliegen, die für die Begehung der Liturgie aus der in den ersten Kapiteln beschriebenen Situation entstanden sind. Das ist so, obwohl, wie betont werden muß, es sich dabei nicht um die primäre Frage handelt.

Es ist zunächst wichtig, ganz klar zu sehen, daß das Problem der Kultsprache eine ausschließlich religiöse und kirchliche Frage ist. Alle Erwägungen und Forderungen, deren Ursprung nicht ganz rein in der Sorge um die in der Liturgie uns gewährte Begegnung mit Christus in Wort und Sakrament liegt, in der Sorge um die Möglichkeit echter, vollkommener Anbetung, haben hier kein Recht, denn sie können nur verunreinigend und verunklarend wirken. Nicht einmal die Überlegung kann dabei zugelassen werden, daß eine stärkere Verwendung der deutschen Sprache im Kult vielleicht wesentliche religiöse und psychologische Hemmnisse für ein wirkliches Verständnis von Seiten des Protestantismus beseitigen würde. Man kann die Überzeugung haben, daß der Protestantismus mit seiner Haltung zum Problem der Kultsprache ein sehr ernsthaftes Anliegen vertritt, ein religiöses Anliegen. Dann muß der Fragenkreis aber von katholischer Seite religiös aufgearbeitet werden, nicht „politisch“, im Blick auf Möglichkeiten der Wiedervereinigung; ein bloßes „Entgegenkommen“ wäre wertlos und dürfte von den Protestanten so nicht einmal angenommen werden.

Es wird zweitens zur Entgiftung der sich erfahrungsgemäß gerade an dieser Frage entzündenden Erörterung gut sein, wenn wir es schon jetzt deutlich aussprechen, daß die Überlegungen um eine Verdeutschung be-

stimmter Teile der Liturgie das Hochgebet der Eucharistie, den Kanon, nicht betreffen. Die Gründe werden im Lauf der Ausführungen deutlich werden. Es sei in diesem Zusammenhang auch betont, daß das Schlagwort „Deutsche Liturgie“ ganz ungeeignet ist, unsere Anliegen zusammenfassend zu bezeichnen. Es ist liturgiegeschichtlich belastet und erweckt den Eindruck, als ob entweder ganz unkritisch die Forderung aufgestellt werden solle, „die Liturgie“ einfach ins Deutsche zu übersetzen, oder gar, als ob eine völlige Neuprägung der Liturgie beabsichtigt sei. Das Problem ist viel verwickelter, als dieses Schlagwort ahnen läßt. Unheilvolle Kurzschlusßlösungen nach der einen und der anderen Seite werden nur vermieden werden können, wenn die Frage in ihrer ganzen Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit gesehen und die letzte, ausschlaggebende Entscheidung der theologischen Argumentation überlassen wird. Man wird also bei der gegenwärtigen Lage des Problems und seiner geringen Erhellung keine endgültigen Antworten erwarten und über Fragen und Andeutungen, die auf den richtigen Weg weisen mögen, nur wenig hinauskommen können.

Daß für diesen Problemkreis protestantische Forderungen vorliegen, von denen kein Protestant, der es ist, abgehen können und wollen wird, muß gegenüber in letzter Zeit mehrfach geäußerten Bestreitungen klargestellt werden, so verwunderlich das sein mag. Deutschsprachigkeit in der Liturgie scheint uns so sehr eine protestantische Grundforderung, daß es sogar immer schwerer verständlich sein wird, wie ein Konvertit, der doch dazu berufen ist, die echten protestantischen Anliegen in die Kirche zu tragen und so das Bewußtsein der nach 400 Jahren noch immer ungeschlossenen Wunde wachzuhalten, sich mit der lateinischen Kultsprache nicht nur abfindet, da ja das zentrale Geschehen der Liturgie von jeder Sprache unabhängig ist, sondern sie sogar als allein möglich verteidigt. Das Wort, das Erzbischof Söderblom nach dem Anhören einer altkatholischen deutschen Messe gesprochen haben soll²⁷ - „Die Messe deutsch - nein! Die Messe kann man wirklich doch nur in lateinischer Sprache zelebrieren!“ - erinnert stark an die „autonome Pädagogik“ vergangener Jahre, nach der es z. B. durchaus möglich sein mußte, daß etwa ein evangelischer Lehrer ein jüdisches Kind in der jüdischen Religion unterrichtete... Es ist zu bedauern, daß wir keine Antwort mehr auf die Frage bekommen werden, warum wir

es nicht erlebt haben, daß die wunderbaren mittelalterlichen Messgewänder aus dem Uppsalaer Dommuseum wieder in die Sakristei zurückgeholt worden sind und der Erzbischof im Dom eine lateinische Messe zelebriert hat. Außerdem ist nicht anzunehmen, daß die Messe, bei der Eöderblom einem Patriarchen der Ostkirche assistiert hat, lateinisch zelebriert worden ist. Er mußte also wissen, daß es auch andere als nur die lateinische Kultsprache gibt...

Hat das Empfinden, das in dem berichteten Wort Eöderbloms zum Ausdruck kommt, ein Recht? Wenn ein Katholik so spricht, so wird man ihm glauben, daß sich darin einige ernste Befürchtungen und Einwände melden: Wenn die Einheit der kultischen Sprache zerstört werde, so sei leicht die Einheit der Kirche überhaupt in Gefahr, denn jene sei ja Sinnbild für diese; die durchgehende stilistische Einheitlichkeit, vielleicht sogar die Objektivität der Liturgie könnte leiden, wenn sich die Muttersprachen in ihr einen größeren Raum und einen festen Platz eroberten; Leichtfertigkeit könnte sich im Heiligtum breit machen; die Liturgie ist ja doch auch in ihrer geschichtlichen Gestalt nicht ohne Mitwirkung des Heiligen Geistes zustande gekommen, sie sei daher unantastbar auch in mehr äußeren Dingen; die Ehrfurcht vor diesem Werk Gottes verlange also Belassung auch der fremden Sprache. Außerdem schwingen in diesem Empfinden eine Anzahl Gefühle mit, die von einer schönen Bereitschaft, mit der Kirche zu leben, zeugen, auch ihre Bewandung heilig zu halten und zu schützen, Gefühle der Ergebenheit und Treue, das alles gesammelt in dem Wort von der „Muttersprache der Kirche“. Ohne Zweifel ist in diesen Empfindungen und Gedanken viel Berechtigtes enthalten; Sorgen, die ein Eingehen erfordern; Einwände, die berücksichtigt werden müssen. Es ist schon gesagt worden, daß unsere Überlegungen den Kanon nicht berühren sollen; schon deswegen nicht, weil bei dem Hin und Her der „wandernden Kirche“ die Einheitlichkeit der Sprache wenigstens beim Hauptteil der Messe ein hohes Gut ist. Der Wunsch, sich auch in der Sprache zu verstehen und darin einig zu sein, ist Ausdruck der brüderlichen Einheit der Gäste beim Mahl des Herrn und darf daher nicht gering geachtet werden. Es steckt aber ebensoviel historisch und theologisch nicht zu haltendes in den angedeuteten Anschauungen. Wäre die Lage so, daß der einfache Appell an den Einzelnen, sich der liturgischen Handlung innig anzuschließen, genügen würde, dann

würde es wohl allein die Pflicht der Pietät erfordern, den beschriebenen Empfindungen in vollem Umfang Rechnung zu tragen. Die Notwendigkeit, die Gemeinde um den Altar als deren absolute Mitte zu sammeln, ist heute aber so bedrängend geworden, daß alle Bedenken gegen Aufgaben und Lösungen, die das Problem der Deutschsprachigkeit für die Gemeinde stellt und nahelegt, zweitrangig werden. Noch einmal: Maßnahmen, die von bloß pädagogischen (auch im weitesten Sinn) Erwägungen und Zielen ausgehen, reichen in dieser Stunde nicht mehr zu.

Nun wird man aber dem Lutheraner Eöderblom keine dieser Empfindungen und Erwägungen zuschreiben dürfen, auch nicht dem Inspirator der ökumenischen Bewegung. Sein Empfinden muß einen andern Grund haben. Denselben, der bei näherem Zusehen sehr oft, unausgesprochen und uneingestanden, aber darum um so kräftiger und unkontrollierter wirkend, unter den ausgesprochenen und vermeintlich eigentlichen Gründen gleichlaufender Haltungen und Ausprüche auch im katholischen Bereich liegt: das - unechte, christlich sehr fragwürdige - Bedürfnis nach der kultischen Ferne, nach der Umkleidung des göttlichen Mysteriums auch mit dem irdischen Schleier des Geheimnisvollen, der jenes - seltsame Paradoxie - glaubwürdiger, überzeugender macht, findet in der fremden Sprache die stärkste Nahrung. Es fällt dem Menschen sehr schwer, das göttliche Wesen in der menschlichen Wirklichkeit des armen, kleinen Kindes im Stalle von Bethlehem im Glauben anzunehmen, ohne diese nackte Menschlichkeit legendarisch-mythisch oder märchenhaft hinwegzuglorifizieren und also erträglich zu machen. Es gibt viele Mittel, grobe und feine, direkte und indirekte, das Argernis der Menschwerdung zu eliminieren oder doch abzuschwächen. Und ähnlich antworten wir allzuleicht auf die geheimnisvolle Armut und Verborgenheit des Herrn im Sakrament und die alltägliche Menschlichkeit seines Vorübergangs im heiligen Mahle. Wir sollten die Frage nicht allzuleicht nehmen, ob nicht der Formenreichtum und eine mit menschlichen Mitteln erzielte Distanzhaftigkeit des Kultes Hemmnisse für die Ergreifung und Verwirklichung seiner Wahrheit bedeuten können. Die Haltung, für die es ganz selbstverständlich ist, daß für das göttliche Geschehen das kostbarste und reichste Gefäß angemessen ist, wird diese Frage wahrscheinlich überhaupt nicht verstehen können. Mir scheint aber, als ob jenes Empfinden heute im

Wachsen sei, dem gerade in der Armut des Äußereren die wesenhafte Göttlichkeit leuchtender aufstrahlt; das auch im Kult die Sparsamkeit der Form und der Formen liebt, nicht aus irgendeinem Spiritualismus, sondern damit keine Gelegenheit sei, dem Wesentlichen der Liturgie auszuweichen und sich in der Fülle an Welt, die um das innere Geheimnis gebreitet wird, zu verfangen; gerade, weil es ein echtes Verhältnis zur Form hat und sich scheut, mehr davon zu gebrauchen, als es ausfüllen und lebendig durchwirken kann; dem, auch im Bereich des Kultes, sehr viel an der Unterscheidung liegt – sie scheint heute besonders geboten, wo Elemente des christlichen Kultes, die bisher fraglos in den kirchlichen Raum gehörten oder doch in der Heimat des Glaubens und des Gottesdienstes auch für das allgemeine Bewußtsein wurzelten, zu einem entschiedenen Weltdienst verwendet werden. Menschen, die in der Glaubensgestalt der „Leere“²⁹ stehen, um einen Ausdruck von Romano Guardini zu übernehmen, bedeutet der schlichte Tisch mancher neuer Kirchen mehr als der barocke Hochaltar, so schön sie ihn als Kunstwerk finden werden; sie empfangen aus der reblich geformten, die elementaren Vorgänge durchscheinend machenden, aber für ein anderes Empfinden vielleicht ärmlichen „Gemeinschaftsmesse“ mehr Kraft und Bestätigung der Wirklichkeit ihres Glaubensdaseins als aus einem Pontifikalamt, das diese Vorgänge bis in ihre äußersten Verzweigungen entfaltet und angereichert hat – welche Entfaltung im übrigen an sich sinnvoll ist, wenn vielleicht auch heute ihre Voraussetzungen an Lebens- und Formgefühl weithin geschwunden sind und daher ein solches Hochamt nicht mehr oft so geschieht, daß die Einzelhandlungen als von einem lebendigen Sinn durchströmt erfahren werden können; sie verschütten daher die Grundverhalte, und das Ganze weckt mehr Staunen und ästhetische Freude, als daß es ein Gefäß der Anbetung wäre. Wer dagegen darauf hinweist, daß doch gerade in der Artung des Volkes z. B. für die Einfachheit und Einstimmigkeit des Chorales oft recht wenig Entsprechung da sei, daß es Einfachheit, „Leere“ meist als „protestantisch“ empfinde und ablehne, dem sei geantwortet, daß ja dieses Empfinden in seinen Ansprüchen nicht verkürzt werden soll; in Kirchenlied, Singmesse, mehrstimmigem Gesang des Chores stehen dafür genügend Ausdrucksformen zur Verfügung, die auszuschalten oder auch nur geringzuschätzen Unrecht wäre. Wir meinen jedoch, daß auch das andere

Empfinden sein Recht beanspruchen dürfe und ihm darüber hinaus wohl eine hohe Bedeutung für das sich heute schärfer abzeichnende neue Gesicht der Kirche im deutschen Volk zukomme.

Außerdem übersehen wir keineswegs, daß jenes „Bedürfnis nach Ferne“ auch aus andern, liturgiegemäßen Wurzeln stammen kann, und stammt, insofern es ja auch an der Ausformung des wirklichen, dem Mißbrauch und der Unterscheidungslosigkeit ausgesetzten Mahles der frühen Zeit zum „Amt“ in seiner unverwechselbaren, unwandelbaren Würde und Objektivität wesentlich beteiligt war. Wir übersehen nicht, daß der lateinischen Sprache im Kult eine Aufgabe zugefallen ist, die sie – für den Kanon – schwer entbehrlich macht – darüber später. Wir sind aber empfindlich gegen jene nicht ganz zentral begründete Auffassung von Sakralität, die vielleicht auch aus dem Edderblomschen Wort spricht, das uns den Anlaß zu diesen Erwägungen gegeben hat. Es sind in den letzten Jahren eine ganze Anzahl von Theorien vorgebracht worden, die erweisen sollten, daß und warum das Lateinische die einzig vertretbare Kultsprache für die ganze christliche Welt oder doch das Abendland sei. Sie endeten meist mit dem schlichten Urteil, das schon ihr Vor-Urteil gewesen war, Übersetzung der liturgischen Texte in die Muttersprache, um darin den Kult zu begehen, käme von der Abkehr vom Mysterium und bedeute eine Verleugnung des sakralen Charakters der Liturgie. Man wird sich darüber klar werden müssen, daß eine solche Aussage in ihrer unkritischen Allgemeinheit die verschiedenen Gestalten, Bezüge und Richtungen in der Liturgie nicht unterscheidet und daher religiös, theologisch und liturgisch völlig unzureichend ist. Man wird also mit einem derartigen Urteil einen ernsthaften Träger nicht zum Schweigen bringen können.

Was heißt denn „sakrale Sprache“? Gibt es sie denn im christlichen Bereich überhaupt? Unleugbar im Sinn einer geschichtlichen Feststellung: das Lateinische wird seit Jahrhunderten als Kultsprache verwendet und hat dadurch seine Würde, ja Weihe bekommen. Darüber hinaus wird man dem Lateinischen Wesenseigenschaften zusprechen, die für seine Verwendung im Kult von hoher Bedeutung sind; etwa daß es fähig ist, Instrument schwierigster Spekulation zu sein, oder daß es jene Möglichkeit der großen Form enthält, die ein Erbe aus der römischen Antike ist, oder daß es zu alledem

eine außerordentliche Wirklichkeitszugewendetheit besitzt; vielleicht sogar, daß ihm eine numinose Mächtigkeit eigen ist – wenn die richtige Zunge sich seiner bedient. Vieles davon jedoch teilt es z. B. mit der griechischen Sprache, die ihrerseits wieder, wie nach ihrer Bedeutung für die Theologie leicht zu erweisen ist, die lateinische in manchem Betracht übertrifft, etwa an gedanklicher Dichte und Schärfe und begriffschöpferischer Kraft – oder ist es Zufall, daß Begriffe wie Logos, Mysterium und einige andere unübersetzt und im Letzten unübersetzbar nicht nur in der theologischen Sprache, sondern auch in der lateinischen Liturgie stehen geblieben sind? Auch das Schicksal der Erwählung teilt das Griechische mit dem Lateinischen: als Koine, als die allgemeine Sprache des Imperium Romanum in den ersten christlichen Jahrhunderten war das Griechische aufzusehen, die Sprache der Evangelien zu werden, die Sprache der ersten christlichen Verkündigung an die Heiden, die Sprache der ersten großen Ausbreitung des göttlichen Wortes in der Dikumene. Argumentiert man in der Weise der Verfechter des Lateinischen als Kultsprache, so ist es ein unerklärliches Rätsel, daß eine also geheiligte Sprache nicht zur einzigen Kultsprache erklärt worden ist. Aber wäre es denn dann nicht noch bedeutend näher gelegen, die Sprache Jesu, das Aramäische, zur alleinigen Kultsprache zu erheben? Die Sprache, in der das Licht der frohen Botschaft in der Menschheit angezündet worden ist?

In Wirklichkeit gehen solche Spekulationen von falschen Theologumenen aus. Eine sakrale Sprache im Sinne dieser Spekulationen gibt es nicht und hat es nie gegeben. Das Nächstliegende und in der Kirche lange Zeit Geübte ist, daß der Kult dieselbe Sprache spricht wie die Menschen, die darin singen, sprechen und hören. Genau so, wie das Haus, darin er sich vollzieht – denken wir dabei daran, daß der Kirchenbau in alten Deutungen Leib des Herrn genannt worden ist –, in der Bausprache der Menschen gebaut ist, die in es hineingehen. Die Kirche hat ja auch nicht den Tempel oder eines der antiken Sakralschemata als für den christlichen Sakralbau verbindlich erklärt – obwohl zunächst ganz selbstverständlich von den christlichen Baumeistern solche Schemata übernommen worden sind, soweit sie nämlich geeignet schienen, die neue Wirklichkeit, die mit der Kirche und ihrem Kult in die Welt getreten war, zu fassen. Die Kirche hat in ihren Kultsprachen lange Zeit auf die gerade gegebene ge-

schichtliche Situation geantwortet: nachdem die griechische Weltsprache in einem Teil des zerfallenden Reiches ihre Bedeutung verloren hatte, ging sie zum Lateinischen über, und zwar nicht einmal zum Latein der klassischen Dichter oder der Rhetoren, sondern zum Latein, das die Gemeinde der Ungebildeten sprach, dem vulgären, das der Händler und der Soldat in die Länder des römischen Reiches brachte und daher eine neue Koine geworden war³⁰. Sie wurde verstanden, das war der Grund, in ihr Gottesdienst zu halten, nicht weil sie eine durch die Offenbarung geheiligte Sprache gewesen wäre. Und die Eigenschaften, die in dieser Sprache die große Gestalt des römischen Kanons ermöglicht haben, hat sie sich nicht zum geringsten Teil in und durch den Gebrauch im Kult hinzuerworben; so ist sie „verchristlicht“ worden. Aber diese Verchristlichung geschieht nicht als quasi-sakramentaler Akt, in Analogie zu dem, was an Brot und Wein geschieht, sondern vom Gebrauch her und durch den Gebrauchenden. Indem ein Volk sich der Botschaft Christi ganz öffnet, die Heiltümer der Kirche braucht und sich vom Geist der Liturgie formen läßt, vollzieht sich diese Taufe auch seiner Sprache, wird sie kultfähig. Daher es auch viele Liturgien in den verschiedensten Sprachen gegeben hat. Und es ist immer auch so, daß die Sprache, in welcher der Kult stattfindet, diesem, das heißt Gott, eine weitere große Wirklichkeit der Schöpfung zu Füßen legt. Denn im Kult opfert sich die Welt mit ihrem Herrn ihrem Schöpfer. Wie kann solche Opferung ganzheitlich geschehen, wenn der Welt, die sich opfern soll und will, zuvor gerade ihre geistige Spitze, nämlich ihre Sprache, abgebrochen worden ist; wenn ihr Mittelstes von dieser Opferung ausgeschlossen wird? Die Darbietung eines Volkes im Gottesdienst ist ohne seine Sprache nur mit seinem rationalen Teil möglich. Es ist ja doch nicht so, daß, wenn im Kult das Wort Gottes im lateinischen Gewand verkündet wird, wenn die Gemeinde lateinisch singt, die Akte ihrer Zustimmung auf lateinisch kundtun muß, daß sie dabei nur in irgendwelcher Form zu verstehen brauchte, was das jeweils heißt. In seinem ganzen Sein kann der Mensch, kann ein Volk nur angerührt werden und in Schwingung geraten, wenn es in der Unmittelbarkeit der Muttersprache geschieht. Der Herzpunkt des Wesens, das Inwendigste, der „Scheitelpunkt“ in der mystischen Sprache – das kann ja doch nicht mit einer fremden Sprache getroffen und zum Aufleuchten gebracht werden. Eben

darauf aber kommt es an. Man wende nicht ein, daß die Lesungen des Tages doch nun fast in jedem Gottesdienst von der Kanzel aus der Gemeinde in der deutschen Sprache vorgelegt werden oder daß sie wenigstens in einer Übersetzung nachgelesen werden können. Die Verkündigung der Botschaft des Herrn, einer „Botschaft“, muß innerhalb der Liturgie geschehen und als wesenhafter, unerläßlicher Teil des liturgischen Vorgangs erfaßt werden. Jede Verkündigung, die sich in irgendeiner Form neben ihm vollzieht, ist eine Beraubung, eine Entleerung der Liturgie und auch objektiv nicht dasselbe wie die liturgische Verkündigung vom Altar her, die in einer geheimnisvollen Entsprechung zur Austeilung des Leibes des Herrn steht. Wenn uns an der vollen gottesdienstlichen Wahrheit der Gemeinde, an einer wirklichen Begegnung des Volkes mit der christlichen Wahrheit und Gnade liegt, können wir auf das deutsche Wort mindestens für alle „Wortgottesdienste“ und für bestimmte Teile der Eucharistiefelder nicht verzichten; erst das deutsche Wort nimmt Gefühl und Wille, die Ganzheit der Person und die Fülle des Volkswesens in die gottesdienstliche Begehung mit hinein und macht so wirkliche Teilnahme an der Liturgie und echte Erfüllung ihres Sinnes und ihres Gefüges möglich. Es gibt keine von vorneherein liturgieunfähige Sprache. Wie es andererseits eine „eigentliche Sprache der Kirche“, eine „natürliche Sprache der Liturgie“, eine „Muttersprache der Kirche“ nicht gibt. D. Bauhofer kommt in seinem früher erwähnten Aufsatz zu der Aufstellung, die lateinische Sakralsprache gehöre wesensmäßig zum Sakralraum des mystischen Leibes Christi! Ist eine ärgere Unterscheidungslosigkeit denkbar? Ist denn die Kirche als Leib Christi nicht erhaben über alle Sprachen der Welt? Was könnte denn die Muttersprache der Kirche genannt werden? Die Glossolalie, das Zungenreden der pfingstlichen Kirche; das vor aller empirischen Sprache tönende Rufen und Stammeln des Lobes Gottes und der Anbetung, das in dem wahrhaft und wesenhaft in keine Sprache übersetzbaren „Alleluia“ seine pneumatistische Artikulation empfangen hat. Es ist nach einem wunderbaren Wort Luthers „die ewige Stimme der Kirche“. Die Auffaltung dieses Urwortes der Kirche aber geschieht in allen Sprachen der Völker, die in Christus Gott anbeten, in der einen herrlicher, in der andern bescheidener; jede Sprache aber kann an sich ihren Ton, ihren unüberhörbaren Ton zu diesem großen Akkord beitragen.

Es gibt also keine von vorneherein liturgieunfähige Sprache. Daß sich keine deutsche Sakralsprache gebildet hat, ist vor allem andern in politischen Vorgängen und Notwendigkeiten begründet: die durch die Franken mühsam geschaffene politische Einheit der Festlandsgermanen war bei dem Fehlen einer ausgebildeten einheitlichen Volkssprache mit der lateinischen Sprache leichter zu befestigen; die Völkerwanderungsgermanen, die das staatliche Erbe des römischen Reiches angetreten hatten, hatten die Bedeutung einer ausgebildeten, einheitlichen Verwaltungssprache im römischen Staatswesen kennengelernt und suchten sie für ihre eigene Staatswerdung einzusetzen. Ob die Kirche gegenüber dieser Entwicklung an der altkirchlichen Übung, die völkische Eigenart und die nationale Kultur in die Überwölbung des Glaubens einzubeziehen, hätte festhalten können, ob sie es bei dem seit dem 3. Jahrhundert stetig wachsenden Einfluß des römischen Geistes in der Kirche des Abendlandes überhaupt gewollt hat, sei hier nicht untersucht. Vielleicht wäre vieles anders geworden, wenn Bonifatius vom Geiste der Slavenapostel Cyrill und Methodius (8. Jahrhundert!) gewesen wäre. Zu den politischen Tatsachen, die der Herausbildung einer germanischen Kultsprache im Wege standen, tritt dann noch hinzu, daß das frühe Christentum der Festlandsgermanen häretisch-schismatisch gebrochen war und die Kirche daher bei einer Übertragung sowohl der Bibel wie des Kultes die genaue, einwandfreie Wiedergabe des Offenbarungsinnes und der liturgischen Bedeutung nicht für gesichert halten konnte. Das hat alle Versuche und Formungen in dieser Richtung auch innerkirchlich sehr schwer vorbelastet. Ein Sachverhalt, der sich in der Reformation wiederholen sollte – auch hier stand die Wahrheit der Offenbarung und die Einheit der Kirche in Gefahr. Man versteht bei einer solchen Lage das Festhalten der Kirche an Lateinischen. Jedenfalls: die Gründe dafür, daß die Ausprägung deutschen Volkstums im verfaßten Leben der Kirche und vor allem im Kult unterblieb, sind nicht sprachpsychologisch oder sprachphänomenologisch zu erfassen, sondern historisch. Man wird nicht im Ernst die Behauptung aufstellen können, der Sprache des Wulfilas oder Notkers habe – als Sprache – die Befähigung gefehlt, um in die Liturgie einzugehen. Beider Sprache ist großgeartet und hat die Würde hoher Kultur – junger Völker gewiß, aber aller Versprechungen voll, sie einzulösen die Liturgie wesentlich hätte helfen können. Der Zu-

sammenhang zwischen Art, Lebensgefühl und Kultur unseres Volkes und Glaube und Kult andererseits wäre heute ungleich enger. Man wird also die Frage nicht unterlassen können, ob das Unrecht, das so dem deutschen Volk und damit den Völkern, die von ihm das Christentum empfangen, die also nicht zum Mittelmeerraum gehörten, geschehen ist und das seit der abendländischen Kirchenspaltung zu immer neuen Empörungen Anlaß oder Vorwand gab, nicht wiedergutmacht werden könnte. Das muß geschehen sowohl in theologischer Besinnung als in der praktischen „volksliturgischen“ Arbeit. Um sich davon zu entbinden, die deutsche Sprache zum Dienst im Heiligtum heranzubilden, muß man mit manchen modernen Propheten schon ganz genau wissen, daß wir in der Endzeit leben und eine solche Bemühung daher nicht mehr lohnt . . .

In einem schönen Aufsatz in dem Buch „Gottesdienst“²¹ hat Johannes Maassen von der Bedeutung des Wortes in der Liturgie gesprochen. Er führt darin aus, daß das Wort der Liturgie transzendiertes Wort ist; daß Christus sich des menschlichen Wortes bedient, um in ihm den Namen und die Wahrheit und das Wort des Vaters aufscheinen zu lassen. Das „Wort Gottes“, die Botschaft Christi, bedient sich der Sprachen der Völker zur Verkündigung. Das ist möglich, da Christus, indem er selbst in die menschliche Besonderung eingegangen ist, zugleich, ohne also diese Besonderungen aufzugeben, sie in einer neuen Einheit, nämlich in sich selbst, integriert hat, sodaß sie fähig geworden sind, Träger seines göttlichen Lebens zu sein. So ist es möglich, daß das eine Wort, die eine Botschaft in vielen Sprachen gegenwärtig ist. Angeeignet aber werden kann diese Verkündigung immer nur im Heiligen Geist. Aus dieser für die Weise christlicher Verkündigung und christlichen Hörens entscheidenden Erkenntnis aber zu schließen, daß die Sprache, in welcher die Verkündigung der Offenbarung in der Liturgie, Lob und Gebet der Gemeinde geschieht, unerheblich sei, das ist nur aus einem sehr schlimmen Mißverstehen der natürlichen und welthaften Voraussetzungen geistlichen Lebens möglich und führt in letzter Konsequenz zu einer magischen Auffassung des Wirkens des Heiligen Geistes. Das klingt hart, es ist dennoch so. Wenn im Wort der Liturgie das fortlebende Wort, Christus selbst, spricht; wenn das uns von Christus durch seinen Tod geschenkte neue Leben in der Li-

turgie gegenwärtig ist und er dort das nach menschlicher Weise gesprochene Wort heimholt in seine Wirklichkeit – wenn das so ist, dann muß es unsere ganze Sorge sein, daß der volle, ungehinderte Vollzug dieses Wortes möglich ist. In einer fremden Sprache ist das nicht gegeben; es ist sogar für den schwierig, der diese Sprache einigermaßen beherrscht, da eben echtes, volles Verstehen doch weit über das bloß rationale Verständnis hinausgeht, das auch für den gewöhnlichen Gebildeten das Höchsterreichbare darstellt. Wenn sich aber die Souveränität Gottes zu uns herabgelassen hat und unser eigenstes Wesen, das ja seine Schöpfung ist, mit der Sprache anruft, die ihm entspricht und die es versteht, ist es dann nicht Kleinglaube, die Ordnung der Schöpfung von der der Erlösung so scharf abzutrennen, daß die Verschiedenheit von Volks- und Kultsprache nicht nur als geschichtliche und also zu ändernde Tatsache erklärt, sondern zu einer Notwendigkeit fast vom Rang der Offenbarung erhoben wird? Und ist es andererseits nicht ebenso Kleinglaube, wenn man die Einheit der Kirche durch die Gleichheit der Liturgiesprache begründet und gewährleistet sieht? Ist das nicht ein „politisches“ Mißverstehen der Kirche? Eine Auffassung von der Kirche allzusehr nach staatlichen Begriffen? Ist denn die Einheit der Kirche nicht in ihrem unverbrüchlichen Einssein mit Christus gewährleistet? In der einen Taufe, in der Teilnahme an dem einen Brot, im Bekenntnis des einen Glaubens, in der ungeteilten Liebe zu Christus Jesus, in ihrem Haupt und Herrn? Oder bedarf es zur Vollkommenheit dieser Einheit des mystischen Leibes Christi doch noch der Sicherung durch die lateinische „Muttersprache der Kirche“? Hüten wir uns doch, zu dem notwendigen Argerniß, das für die natürliche Ordnung das „von oben“ kommende Wort bedeutet, noch aus der natürlichen Ordnung stammende Argernisse hinzuzufügen und so dem Volk den Zugang zum Geist der Liturgie, zur ewigen, lebendigen Wahrheit des Logos unnötigerweise zu erschweren! Es ist auch für den Glauben gefährlich, einen falschen Begriff vom Verhältnis der christlichen und der volkhaften Ordnungen zu hegen und sie so voneinander abzusperrern, als ob sie sich nicht gegenseitig durchdrängen, sondern einander ausschließen. Das geschieht aber tatsächlich an einem außerordentlich wichtigen Punkte, wenn man daran festhält, der Muttersprache in der Liturgie eine kaum geduldetete Rolle einzuräumen. Die Liturgie soll uns beten lehren, richtig beten und

um das Richtige und Notwendige beten. Wie kann sie das, wenn sie in einer Sprache zu uns spricht, die wir nicht oder nur von ferne und mühsam verstehen! Wie kann mit einer fremden Sprache ein wirklich offenes Hören des Wortes und seine aktive Aufnahme und Rückgabe an Gott in Lob, Bekenntnis und Dank möglich sein! Wer das meint und mit der lateinischen Sprache die reale Gemeinde zum selben innerlichen und liturgisch-tätigen Verhältnis zum Wort führen zu können erwartet, der weiß nichts von der Macht der Muttersprache, die von keiner anderen Sprache, und wäre sie auch tausendmal „liturgischer“, bewirkt werden kann; nichts von der tiefen Wechselbeziehung zwischen Volk und Sprache, die gerade in der Liturgie auszuschalten eine auch für sie gefährliche, unheilvolle Maßnahme ist; nichts auch von dem Verhältnis von Geist und Sprache und dem Vorgang echten Verstehens, der über die Brücke einer Übersetzung kaum in Gang gebracht werden kann oder sich bestenfalls neben statt in der Liturgie und durch sie vollzieht. Wahrhaftig, es gehört schon die im Geistlichen oft so wirklichkeitswidrige, extremistische Haltung deutscher Katholiken dazu, das deutsche Volk in lateinische Sprachkurse zu führen, anstatt zuallererst dafür zu sorgen, daß die deutsche Gemeinde das Wort der Liturgie in ihrer eigenen Sprache vernehmen kann, soweit immer es theologisch zu rechtfertigen ist. Daß das Gotteslob der Gemeinde in seiner öffentlichen Form so erschreckend wenig fruchtbar und wirksam ist für die christliche Durchformung des Alltags und auch der großen Lebensrhythmen im Dasein des Einzelnen, der Familien und der weiteren Stände im Raum der Gemeinde, kommt zu einem wesentlichen Teile von der Fremdsprachigkeit dieses Gottesdienstes. Der Psalm in der Vesper oder der Eucharistiefeier, der nicht unmittelbar hörend aufgenommen werden kann, der in einer Übersetzung nachgelesen werden muß, ist ohne Melodie, ist stumm und wird niemals in den geistlichen Wortschatz, in den Gebetschatz des Einzelnen eingehen, wird also auch nie in sein Leben aufgenommen werden. Das Problem, wie „Frömmigkeit“ und Kontemplation an die Liturgie gebunden werden und wie andererseits jene die Begehung der Liturgie durchwirken und befruchten können, ist unlösbar, wenn man die Muttersprache aus der Liturgie im wesentlichen verbannt.

Daß durch die Verwendung der Muttersprache in der Liturgie die wesentliche Voraussetzung für das Verständnis der Liturgie geschaffen sei, das wäre freilich eine Auffassung, die nur aus einem tiefen Mißverstehen der Heilsgeheimnisse kommen könnte, einem Mißverstehen, das dem auf der andern Seite des liturgischen Problems, dem völligen Unverständnis gegenüber der Bedeutung des Wortes Gottes in der Liturgie neben der *Actio*, durchaus in nichts nachstünde. Das Wort Gottes kann in allen Sprachen überhört werden, denn es steht zu jeder Sprache „fremd“, und kein Sprachgeist ist ihm von Natur näher als ein anderer²¹; und das rationale Verständnis des Wortes und der liturgischen Handlung, das die Muttersprache sicher vermittelt, gewährleistet noch nicht die wirkliche Sinn- erfassung und noch weniger die Realisierung sowohl der Worte der Offenbarung als des Mysteriums. Die Verwendung der Muttersprache ist also nicht die, wohl aber eine wesentliche Voraussetzung für einen wirklichen Mitvollzug, das innere Mitgehen der Gemeinde.

Kult ist Aktuierung der Gemeinde, Darstellung der Kirche, insoweit sie in diesem Volk, in dieser Gemeinde gegenwärtig ist, nicht also eine vom Leben abgetrennte Betätigung der Frömmigkeit, geschehend in einem isolierten geistigen Raum, einem „Sakralraum“. Eine kraftvolle, ungebrochene, ganzheitliche Ausprägung des konkreten Menschen, der ohne die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volkstum nicht einmal gedacht werden kann, ist nicht außerhalb des eigenen Sprachraumes zu gewinnen. Ohne seine Sprache ist niemand ganz er selbst. Wie kann sich aber einer opfern, wenn er gar nicht er selbst ist? Wie kann man ein Wesen vor Gott tragen, das man vor dem Portal der Kirche hat abtun oder doch hat verstummen lassen müssen? Wie kann man hingeben, was an wichtigster Stelle gar nicht da sein darf? Was sich doch nur am Rande äußern darf?

Es ist ein wunderbarer Satz, daß die Gnade die Natur voraussetze und vollende, ein Schwert gegen alle unechten christlichen Radikalismen. Er gilt auch von der Muttersprache; auch von der Muttersprache in der Liturgie, denn es ist nicht einzusehen, warum einer Natur der innerste Dienst, der vor dem Heiligtum, versagt bleiben soll. Dazu sei auch hier die bedeutsame Stelle von J. A. Möhler zitiert²²: „Bedient sich jedes Volk der ihm von Gott gegebenen Sprache in allen Verhältnissen des Lebens: War-

um nun bei uns gerade da nicht, wo es den schönsten Gebrauch dieser göttlichen Gabe machen könnte – bei der Mitteilung religiöser Gefühle in dem feierlichsten Akte unsres ganzen Kultes...! Soll ich denn Gott nicht in der Sprache ein Dankgebet bringen, die er mir gegeben hat? Und wenn die Sprache der Liturgie mit einer wesentlichen Bervollkommnung der Nationalsprache selbst abgeändert werden muß, liegt es nicht in der Natur der Sache? Wollen wir denn Gott anklagen, daß er nicht sogleich einem jeden Volke seine vollkommene Sprache gab? Die Sprache ist immer das vollkommenste Bild des jedesmaligen Kulturstandes eines Volkes; darum ist seine Sprache, wie immer sie auch ist, für es die beste." Warum also, wird die Frage fortgeführt werden müssen, soll sie es nicht auch für die Liturgie sein?

Es geht also bei der Forderung nach einer stärkeren Zulassung der deutschen Sprache am Altar um viel Tieferes, als daß nur Inhalte verständlicher werden: darum, daß Welt von bestimmter Art, in ihrer Ganzheit und Besonderheit, der Liturgie begegne und hineingenommen werde in den Heilsvorgang, der in der Liturgie in Bewegung kommt. Die liturgische Erneuerung in der deutschen Gemeinde muß Ausdruck dafür sein, daß das deutsche Volk in den innersten Raum der Kirche aufgenommen und darin beheimatet ist.

Und damit ist unsere Überlegung an einer Stelle angekommen, wo wir auf das andere Ufer hinübergehen müssen, damit unsere Blickrichtung nicht einseitig wird und wir nicht Wesentliches übersehen. Zunächst: es leuchtet ein, daß unser Anliegen keine Erfüllung von heute auf morgen finden kann. So wäre es z. B. nach aller Wahrscheinlichkeit ein geschichtliches Unglück, wenn die Kirche etwa in dieser Stunde den Muttersprachen den Weg an den Altar völlig freigeben würde. Die Übertragungsschwierigkeiten sind, wie aus den unzähligen Versuchen Berufener und Unberufener recht deutlich ersehen werden kann, in vielen Beziehungen ungeheuer. Die Übersetzung einer hieratischen Sprache verlangt, wenn schon kein hieratisches Deutsch, so doch ein würdiges und nicht nur in Wortschatz und Satzbildung deutsches Deutsch. Eine solche Aufgabe braucht ruhige, kenntnisreiche Arbeit und Erprobung, also Zeit. Sie kann auch erst gelöst werden, wenn die deutsche Sprache an den Altären vieler Kirchen

und Gebetsstätten schon Gefäß des liturgischen Wortes ist und also Erfahrungen gemacht werden konnten; wenn schon fruchtbare Begegnungen zwischen Liturgie und deutscher Sprache vorliegen, indem diese an Altären wirklich ernst genommen worden ist, sie also nicht nur als didaktisches Mittel eingesetzt worden ist, um die Gemeinde in das Lateinische und in die Gregorianik einzuführen, ein Mittel, das seinen Sinn verloren hat, so bald die Gemeinde in die „eigentliche Liturgie“ einbezogen worden ist. Man bekommt die Aufgabe in ihrem ganzen Umfang und in ihrer ganzen Tiefe nur zu Gesicht, wenn man sie so ernsthaft, so unausweichlich aufsaßt, anders nicht. Dann erst kann jenes Ringen angehen, das der Aufgabe gemäß ist. Der deutsche Beteter spricht mit einem anderen inneren Rhythmus; seine unmittelbare Gebetsprache ist ja zunächst überhaupt von völlig anderer Art als die römische, das hat noch jedes Kind gespürt. Sie hat viel mehr Wärme, viel größeren Wortreichtum; deutschen Betetern quillt es wie ein Strom aus dem Herzen. Hält man dagegen etwa den Stil der Orationen, die eine bis in den Kern hinein römische und in ihrer Knappheit, Ruhe und Objektivität zugleich vorzüglich liturgische Gebetsgestalt sind, so werden die wesenhaften Unterschiede sehr klar. Und erst, wenn man davor einmal mutlos geworden ist; wenn man nahe daran war, auf die Lösung der Aufgabe unter Aufrechterhaltung dieses hohen Anspruchs zu verzichten, wird man dieser Aufgabe gerecht werden können. Denn: es gibt eine echte Umformung. Aber sie wird nur in einem Kampf gewonnen werden können, in dem lateinisches und deutsches Wesen aneinander geraten, ohne sich im geringsten ausweichen zu wollen. Der deutschen Sprache können Möglichkeiten lateinischer Form durchaus abgewonnen werden, wenn man sich ernsthaft darum müht. Das ist möglich und nötig, denn der Umfang der deutschen Sprache deckt sich nicht mit dem ihr von Luther abgesteckten Gebiet, dessen familienhafter, herzlicher, bürgerlicher Sprachton dem Geist und Stil der Liturgie nicht voll genügt. Dann wird auch diese Arbeit zu einer Begegnung zwischen dem deutschen Wesen, deutschem Sprachgeist, seiner Bewegtheit, seiner Wärme und Herzlichkeit, und der Zucht, die in der lateinischen Form waltet und die zum Wesen liturgischen Betens gehört. So nur entstehen liturgische Übertragungsformen, die ganz liturgisch und ganz deutsch sind.

Wir müssen jedoch noch einmal tiefer gehen. Es ist also nicht zweifelhaft,

daß in und mit der lateinischen Sprache für die Liturgie hohe Werte gehütet worden sind²⁹. Das wird schon recht deutlich, wenn man die Übersetzungen gewisser volksliturgischer Veröffentlichungen am Original mißt: der Großteil ist inhaltlich und sprachlich gleich unzulänglich und genügt nicht einmal Mindestforderungen, geschweige daß die Übersetzungen etwa Guardinis und Wellners³⁰ oder die Höhe Berneuchener Übertragungen³¹ erreicht würden. Die Schwierigkeiten gehen aber so tief, daß gefragt werden muß, ob sie überhaupt noch von der Art sind, daß sie durch höchstes Können, strengstes Verantwortungsbewußtsein und schärfste, von vielen Seiten und während langer Zeit durchgeführte Prüfung bewältigt werden können. Denken wir etwa daran, wie bis in die heiligsten Begriffe hinein unsere Sprache saekularisiert ist! Wie schwierig ist es z. B., das Wort „Geist“, das für uns seine durchschlagende Prägung durch die idealistische Philosophie empfangen hat, mit dem Sinn zu füllen, den die Schrift damit verbindet! Das althochdeutsche *wiho atan* scheint uns da dem lateinischen *spiritus sanctus* sehr viel näher zu stehen. Und solche Beispiele wären leicht zu häufen. Was bedeutet das?

Lebende Sprachen, die germanischen mehr als die romanischen und von jenen wieder die deutsche stärker als die andern, sind in dauerndem Fluß. Es gibt kein Gefahren von Bedeutung in einem Volk, das sich nicht auch in der Sprache niederschlägt; keine Veränderung der Anschauungen und Haltungen, die nicht die Sprache oft sehr tief umprägte. Worte wandeln ihre Bedeutung, kommen und gehen, steigen auf, verlieren ihr Gewicht und ihren Glanz usw. . Darf man den Kult dieser Dynamik öffnen? Muß sie nicht zerstörend vor allem auf die notwendig e i n e zentrale Form der Messe wirken? Und wäre, abgesehen von der formalen Einheit der Liturgie, nicht auch stete Gefahr für den Inhalt und die Einheit des Verständnisses?

Man wird über diese Fragen nicht hinweggleiten können. Trotzdem besteht alles, was bisher über die Muttersprache in der Liturgie gesagt wurde, zurecht. Gibt es einen Weg aus dieser unlösbar scheinenden Schwierigkeit? Uns scheint, ja. Das Wort in der Liturgie ist von sehr verschiedener Art und unterschiedlichem Rang, und so ist es auch das menschliche Verhalten ihm gegenüber. In den Lesungen und Gebeten aus der Schrift und in der Predigt tritt uns „offenbarendes Wort“³² entgegen: darin redet Gott

zu uns, belehrt uns, gibt Weisung und Verheißung. Das Wort der Offenbarung fordert in der hörenden und glaubenden Kirche die Antwort der Lobpreisung und des Dankes, die vor allem im Gloria und in der Praefation geschieht, und des feierlichen Bekenntnisses im Credo. Schließlich begegnet uns in der Liturgie das Wort der Bitte in den Orationen und der Meditation in den Psalmen. Alle diese Gestalten des Wortes verlangen die tätige Teilnahme der Gemeinde, sei es im wirklichen Hören der verkündigten Botschaft, des leibhaften, lebendigen, klingenden Wortes und in seiner gläubigen Annahme; oder indem sie den Hymnus des Lobpreises und Dankes sich aneignet und Gott als den Ihren darbringt; oder indem sie sich in die Gebetshaltung der Orationen einfügt, sie im Schweigen vorbereitet, mitvollzieht und im Amen bestätigt; oder indem sie in das meditative Wort der Psalmen hineingeht und sich von ihm tragen läßt. Diese tätige Teilnahme ist im ganzen Umfang, in der vollen Intensität und innerhalb des liturgischen Vorgangs, nicht neben ihm, nur möglich, wenn dieses Wort in der Muttersprache ertönt. Die Verwendung gedruckter Übersetzungen, die neben dem als dem eigentlich liturgisch und gültig empfundenen, aber nicht oder nur begrifflich verstandenen lateinischen Wort gelesen werden, und andere Behelfe haben einen Sinn nur als Erleichterung eines Notstandes, der als solcher erkannt und anerkannt werden muß. Eine lebendige Teilnahme des Kirchenvolkes an der Liturgie, ein Verhältnis zentraler Bindung zu ihr kann nicht erwachen, ohne daß diese Gestalten des Wortes als Teil der liturgischen Handlung deutsch erklingen und im selben Augenblick von der hörenden oder sprechenden und singenden Gemeinde aufgenommen werden können. Es gehört zu den stärksten, niederdrückendsten Belastungen des wachen gläubigen Laien von heute, daß er an den meisten Formen, in denen er allsonntäglich an der Messe teilnehmen kann, ein tiefes Ungenügen empfindet, weil der Gemeinde keine Möglichkeit gegeben wird, ihrer Pflicht, aktiver Mitträger der Handlung zu sein, zu genügen, und weil die Feier dadurch in einer so sehr erstarrten, unsinnlichen und also vom Liturgischen – nicht vom Mysterium – her gesehen sinnentleerten Weise verläuft. Die Belastung ist um so schwerer zu ertragen, als sie nicht zu den notwendigen gehört, mit denen der Christ im Glauben und in Treue fertig zu werden hat.

Anders steht es jedoch mit dem Kern der eucharistischen Liturgie, dem Kanon, dem „vollziehenden Wort“ der Liturgie nach der Formulierung Romano Guardinis. Dieses Wort muß in einer Sprache stehen, die dem ständigen Wandel enthoben ist; das muß nicht notwendig die lateinische sein, aber doch eine archaische Sprache – auch die nichtlateinischen Riten verwenden ja eine vergangene, also unveränderliche, nicht mehr wachsende Form ihrer Sprache. Für den Bereich der lateinischen Liturgie nimmt, wie es die Geschichte gewollt hat, die lateinische Sprache die Funktion einer archaischen Form der verschiedenen Muttersprachen wahr. Daß sie es für die germanischen und slawischen Sprachen in Wirklichkeit ja nicht ist, wird von vielen bedauert werden. Ihnen mag jedoch ein vertieftes Verständnis dessen helfen, wofür die fremde, tote Sprache nur ein besonders harter, daher auch unüberhörbarer Ausdruck ist: das Hochgebet wird vom Priester im Namen Christi gesprochen, kraft seines Auftrags; der eigentliche Sprecher aber, der zugleich bewirkt, was da gesprochen wird, ist der Herr selbst. Dieses Wort ist absolut unvergleichbar; in ihm ist Wort und Wirklichkeit des höchsten Ranges untrennbar eins – ein Geheimnis, das nur im Glauben gefaßt werden kann. Die Gemeinde hat an diesem Wort nur mittelbar durch den Priester teil, sie kann nicht tätig an ihm Teilnahme üben, nicht es „sich aneignen“. Diese Teilhabe geschieht, indem sie in der Gliedschaft des Leibes Christi den Altar umsteht, dem Geschehen innig folgt, nachdem sie (in den Affkationen vor der Praefation) sich feierlich bereitmacht und im Sanctus in den Gesang der nach den Vätern während des Kanons sich mit uns einenden Engel eingestimmt hat, und indem sie schließlich mit ihrem Amen zum Ausgang des Kanons ihre Teilhabe und das Tun des Priesters noch einmal bestätigt.

Diese Teilhabe ist im letzten unabhängig von jedem Verstehen im natürlichen Sinn – während gegenüber dem offenbarenden, betenden, preisenden und kontemplativen Wort unmittelbares, wachsendes Verständnis und daraus folgende echte Aneignung gefordert ist. Der reinen Objektivität des Mysteriums gegenüber ist die Haltung des Dienstes und des ehrfürchtigen Gehorsams verlangt. Ausdruck dieses Sachverhalts ist die lateinische Sprache in diesem Teil des eucharistischen Gottesdienstes; und daß dieser Dienst stets rein geleistet werde, dazu ist sie ständige Mahnung. Es gibt

Ja doch ein echtes Argernis, das in Wirklichkeit nicht an der fremden Sprache Anstoß nimmt, sondern an diesem Charakter des „vollziehenden Wortes“ und des Mysteriums selbst: Schicksal der Reformation. Die lateinische Sprache ist Zeichen dafür, daß diese Kernhandlung des eucharistischen Kultes unabhängig ist sowohl von der Subjektivität des Einzelnen als auch von der Unzulänglichkeit oder auch Beglücktheit der Begehung. Sie soll eine Gewähr dafür sein, daß keine dauernde leise Umdeutung dieses Kernteiles der Messe stattfindet aus der besonderen Artung oder aus dem geschichtlichen Erleben der Völker und ihrer Wandlungen, denen sich ihre Sprachen nicht entziehen können.

Wenn in solcher Weise die Unantastbarkeit des vom Herrn der Kirche gestifteten Opfers gewährleistet ist, so ist damit erst eigentlich der Raum gesichert, in dem die in dieser Schrift gestellten Fragen und Aufgaben ohne Gefahr erwogen und angegriffen werden können.

Das Problem echter Verdeutschung der liturgischen Formen reicht nun aber – wir haben schon früher davon gesprochen – viel weiter als bloß bis zu den sprachlichen Fragen; auch die beste Übersetzung wird der Gemeinde noch keine wirkliche Teilnahme ermöglichen, wenn in der Formung der Gottesdienste selbst Maß und Fähigkeit der Gemeinde nicht berücksichtigt werden. Man kann, um ein beliebiges Beispiel zu nennen, der Gemeinde keinen Gottesdienst zumuten, wie ihn Pius Parsch in seiner Weihnachtsmesse darbietet. Ich habe es erlebt, wie sich eine Kirche, die in der Heiligen Nacht bis auf den letzten Winkel gefüllt war, während dieser Messe allmählich bis auf ein gutes Drittel geleert hat. Sie ist einmal viel zu lang. Länge erweckt nur dann keine Langeweile, wenn die Gemeinde sich in jedem Augenblick in ein lebendig sich entwickelndes, faßbares und von ihr tätig erfülltes oder kontemplativ begleitetes Geschehen eingefügt fühlt. Dazu gehört neben der selbstverständlichen äußeren und inneren Vorbereitung vor allem, daß die Inhalte des Gottesdienstes von ihr angeeignet werden können. Das fordert eine gute Hinführung durch die mystagogische, d. h. also Vorgang und Sinn des liturgischen Geschehens deutende Homilie; aber diese wird nur dann fruchtbar sein, wenn von der Gemeinde nicht geistig und religiös Unmögliches verlangt wird, wie es z. B. geschieht, wenn ein Gottesdienst eine bestimmte Anzahl Psalmen, Lesun-

gen usw. übersteigt. Weit wichtiger als die formale Unversehrtheit der liturgischen Ordnungen (für den Mitvollzug durch die Gemeinde) ist es, daß, was die Gemeinde während der Liturgie tut, von ihr wirklich erfüllt werden kann. Damit soll nicht ein bloß begriffliches Verstehen gemeint sein; es soll nicht gefordert werden, daß die Mehrschichtigkeit liturgischer Texte und Handlungen etwa durch interpretierende Übersetzung oder Begleittexte – das mag für Kindergottesdienste oder andere pädagogisch zu begründende Formen angehen –, durch rationale Deutung oder gar Ersetzung von Bildern abgetragen werde; daß die der Liturgie wesentliche Geheimnisthaftigkeit, ihre göttliche Unauslotbarkeit begrifflich faßbar zu machen versucht wird; daß dem Volk näher liegende musikalische Stilformen der Gregorianik durchweg vorgezogen werden. Aber darauf kommt es an, daß das tragende Geschehen und die Einzelvorgänge als beziehungs- und sinnvoll eingesehen werden können. Selbstverständlich? Nun, der größere Teil der für die Gemeinden erscheinenden gottesdienstlichen Agenden zeugt davon, daß die Verfasser und Bearbeiter in dieser Frage rein formalistisch, objektivistisch denken, ausschließlich vom liturgischen Formular, gar nicht von der Gemeinde her. Ein Gottesdienst, der nur „klappt“, der aber nicht echte Äußerung der zur Feier der Eucharistie in Mahl und Wort versammelten Gemeinde ist, in dem kein wirkliches Vernehmen des Wortes geschieht, in dem der liturgische Vorgang nur eben mühsam nachgestammelt oder bloß gekonnt ist – es gibt zur Erkenntnis dafür untrügliche Anzeichen –, von einem solchen Gottesdienst ist jedenfalls keine Auferbauung der Gemeinde zu erwarten: darin kann keine Anbetung im Hochsinne der Liturgie geschehen. Wir wollen uns darüber klar sein: lieber wäre es der Gemeinde, um bei unserm Weihnachtsbeispiel zu bleiben, wenn sie etwa ihr herkömmliches Engelamt hätte, mit deutschen Weihnachtsliedern und einigen mehrstimmigen Chören im Hirtenton; da fände sie die seelische, gemütvolle Erhebung, die sie sucht. Das aber kann ein sogenannter liturgischer Gottesdienst nicht geben. Es wird einer Umwälzung im christlichen Bewußtsein und in der gottesdienstlichen Haltung der Gemeinde bedürfen, bis eine in liturgischem Geist geformte Begehung des Gottesdienstes diese seelische Schicht erreichen wird. Es ist aber fast ein Vergehen, der Gemeinde dieses Erlebnis zu nehmen, ohne ihr einen „Ersatz“ zu geben, der solche Bedürfnisse nicht nur miterfüllt, sondern christlich-legitim erfüllt, das heißt:

so, daß darin die Rückwendung auf sich selbst, die in jeder sentimentalischen oder bloß rauschhaften Feier liegt, überwunden wird durch die rückhaltlose Hinwendung auf Christus, durch den Gehorsam, der mit den Worten verlangt wird: „Tut so als mein Gedächtnis“. Wir müssen uns hüten, gerade heute unsere Gemeinden – sagen wir einmal: liturgisch zu überanstrengen. Das Volk braucht, um geistlich leben zu können, immer wieder innere Befreiung, seelische Erhebung. So falsch es dafür ist, aus jedem Gottesdienst ein Erlebnis machen zu wollen; so gefährlich, weil jeder Täuschung voll, es ist, den Gottesdienst öfter in die Nähe eindrucksvoller „Kundgebungen“ zu bringen, so verkehrt wäre es, das Volk zu seelischem Hungern, zu religiöser Unterernährung zu verurteilen. Dieser Gefahr kann nur begegnet werden, wenn (sehen wir von den Möglichkeiten ab, die in der Andacht gegeben sind) die Gemeinde dazu geführt wird, sich nicht nur als eine zufällig zusammengeraufte Schar Gläubiger zu fühlen, die ihre Sonntagspflicht erfüllen oder ihrem religiösen Bedürfnis genügen oder sich sonst, auch in der ernsthaftesten Weise, privat verhalten, sondern als die Kirche Jesu Christi in diesem Dorfe, in dieser Stadt, die sich im Gotteslob bezeugt. Wenn – und das ist entscheidend wichtig – auch in die großen gottesdienstlichen Vollzüge die persönliche Frömmigkeit eingehen kann, sie also in der Haltung der Kontemplation gewirkt werden können – das heißt, wenn die Weise, in welcher die Gemeinde ihren liturgischen Dienst leisten soll, richtig ist, echt in Beziehung auf die ihr verlichenen Möglichkeiten.

Weit weg von dieser Weise führt das objektivistische Mißverständnis der Liturgie. Ob drei oder fünf Psalmen in einer Vesper für die Gemeinde, ob sie mit Rahmenversen umkleidet sind oder nicht, ist nur eine Frage der musikalischen Leistungsfähigkeit und des inneren Maßes der Gemeinde, wofür aus umfangreichen Erfahrungen die Maßstäbe gewonnen werden können. Für die Echtheit und Fruchtbarkeit des liturgischen Lebens einer Gemeinde scheint mir z. B. viel wichtiger, daß sie überhaupt das Psalmen-singen versteht – wieviel Erfahrungen werden noch gemacht werden müssen, bis wir diese elementare Gestalt des Gottesdienstes für die Gemeinde wirklich gewonnen haben werden! – und zu den Psalmen in einen inneren Bezug treten kann. Ob diese oder jene Weise gewählt wird, statt eines Hymnus oder seiner Übersetzung ein deutsches Lied vom selben Charakter

gesetzt wird, ist keine Frage erster Ordnung; in solchen Dingen bestanden und bestehen in den kirchlichen Formularen früherer Zeiten und Liturgiegebiete ja auch große Verschiedenheiten (vgl. Anm. 7). Wichtig aber ist, daß der Psalm in Wort und Melodie wirklich deutsch und mit beidem ein rundes Ganzes ist. Es entsteht keine metaphysische Lücke in der liturgischen Ordnung, wenn ein lateinischer Hymnus durch ein deutsches Lied ersetzt wird, weil dieses schon zum Besitz des Volkes gehört und von ihm seit alter Zeit bestätigt worden ist – falls es gewisse Voraussetzungen für seine Liturgiefähigkeit erfüllt, wovon noch zu reden sein wird. Die Aufgabe besteht also darin, sozusagen idiomatische Übertragungen der hohen Gebets- und Gottesdienstgestalten der Kirche für die deutsche Gemeinde herauszubilden. Das ist nicht mehr bloße Forderung, sondern es liegen schon vorbildliche Agenden vor, in denen lange Erfahrungen genutzt sind²⁵.

Zum Abschluß dieses Abschnittes sei das Feld abgesteckt, innerhalb dessen nach den Entscheidungen der Nitenkongregation²⁶ die Muttersprache sich bewegen kann. Diese sind grundsätzlich und allgemein und stellen jedenfalls den Rahmen des theologisch und disziplinar Möglichen dar, so daß etwa engere diözesane Sonderbestimmungen eindeutig als positive Verfügungen gekennzeichnet sind, die also möglicherweise zu ändern sind, nicht als liturgische Notwendigkeiten höherer Ordnung. Verwehrt sind danach für die Muttersprachen (und das laute Gebet der Gläubigen) die wesenhaft priesterlichen Gebete der Opferbereitung und des Kanons; ebenso müssen die Akklamationen lateinisch sein. Das gesamte Proprium kann von einem Priester oder einem Laien deutsch vorgesprochen oder von einem Chor gesungen werden. Doch ist es sinnvoll, die Orationen dem Zelebranten zu überlassen und durch die Pause zur Sammlung nach der Gebetsaufforderung zu sorgen, daß das Beten der Gemeinde diese Worte des Priesters trägt. Schließlich kann das Ordinarium, das Amt der Gemeinde ist, deutsch gesprochen oder gesungen werden.

Das Kirchenlied

Welches sind die inneren Voraussetzungen für die Aufnahme neuen Gutes in die Liturgie? Die Frage zu klären, ist eine der wichtigsten Vorarbeiten zur Gewinnung gemeindenaher liturgischer Formen, mit denen die deutsche Gemeinde wirklich an der Liturgie der Gesamtkirche teilhaben kann und die also nicht nur Volksandacht während des liturgischen Vorgangs sind, nur lose, vielleicht thematisch mit der Liturgie verbunden. Liturgiefähig im anspruchsvollen Sinn sind vor allem Gebete und Formungen, also z. B. Lieder, die in einem engen Zusammenhang mit dem Wort der Schrift stehen, falls die Umformung dieses Wortes in seiner Reinheit hat stehen lassen, es nicht subjektiv oder durch künstlerische Überformung verfälscht hat. So sind z. B. nicht alle Versifizierungen von Psalmen schon würdig, in die Liturgie aufgenommen zu werden. Ich nenne etwa „Ein feste Burg“; hier ist der dem Lied zugrundeliegende Psalm für Luther eigentlich bloßer Anstoß gewesen, sodaß die persönliche oder doch von der Zeit bestimmte Fönung den Psalm selbst überdeckt hat. Was zur Würde des Altardienstes zugelassen werden soll, muß für das Leben und Tun der Gemeinde als Gemeinde maßgebend sein können, muß in Inhalt und innerer Form irgendwie von der Gesamtkirche bestätigt werden können. Das ist aber nur der Fall, wenn der Beter oder Künstler in irgendeiner Weise, jedoch ganz unromantisch, Mund der Gemeinde ist, insofern sie Kirche ist, wenn auch nicht im Vollmaß der Gesamtkirche. Ähnlich wie der Psalm schon von seiner Entstehung an Liturgie ist, weil der Dichter als Glied des Bundesvolkes gebetet und gesungen hat, nicht nur als privater Einzelner, und die Psalmen so die Lieder dieses Volkes werden konnten, – ähnlich, und wenn auch noch so von ferne, muß es mit allem sein, was in die Liturgie eintreten will.

Diese Bestimmung gilt für Gehalt und Stil in gleicher Weise. Es ist also unrichtig, einfachhin Kirchenlied gleich Kirchenlied zu setzen. Es gibt deutsche Kirchenlieder – man wird sie am besten „deutsche Hymnen“ nennen –, die alle diese Voraussetzungen für Liturgiefähigkeit erfüllen. Sie

stehen genau an der Stelle, wo in der Liturgie der Hymnus (im weitesten Sinne, sodaß z. B. das Gloria dazugehört) steht. Auch dieser hat keinen Offenbarungscharakter; in ihm kommt das Anliegen und die Empfindung der Gemeinde zum Ausdruck. Er ist – man denke an seine Entstehung! – „Volkslied“, jedoch Lied des heiligen Volkes. Daher über seinen unmittelbaren Anlaß hinaus gültig und eng verbunden mit dem Leben der Kirche und ihrem Auftrag, das Gotteslob zu feiern. Ich sehe von dieser Bestimmung aus keinen wesenhaften Unterschied etwa zwischen „Nun bitten wir den Heiligen Geist“, „Christ ist erstanden“ oder „Wir glauben all an einen Gott“ und einem beliebigen lateinischen Gesang, der kraft der Bestätigung der Kirche in die liturgischen Bücher aufgenommen worden ist. Daß die meisten dieser deutschen Hymnen melodisch und auch textlich, oft schon ihrer Herkunft nach, in engem Zusammenhang mit der Liturgie der Gesamtkirche, melodisch also der Gregorianik, stehen, unterstreicht diesen Sachverhalt, ist aber nicht notwendige Voraussetzung. Es gibt Lieder dieses liturgischen Stiles, bei denen dieser Zusammenhang nicht unmittelbar erkennbar ist. Es handelt sich eben um eine geistige Verwandtschaft, die über Zeiten, ja sogar Kulturen hinwegreichen kann.

In der Schaffung eines in diesem Sinne liturgischen deutschen Kirchenliedes sehe ich eine unserer wichtigsten Aufgaben. Soweit solche Lieder durch Übertragung aus dem gregorianischen Choral oder durch echte, vielleicht in engem Zusammenhang mit ihm erfolgende Neuschöpfung gewonnen werden, steht dieses Verfahren in einer langen Tradition. Die spätmittelalterlichen Ordinarienlieder, Sakramentslieder, Hymnen- und Sequenzenübersetzungen lassen vermuten, daß wir heute einen viel größeren Reichtum daran hätten, wenn diese Entwicklung nicht in der Reformationszeit unterbrochen worden wäre. Damals ist die Aufgabe nach einer stetig wachsenden Eindeutschungsbewegung wenigstens im katholischen Bereich liegen geblieben; heute ist es wieder möglich geworden, sie aufzunehmen und fortzuführen – möglich und sehr viel dringlicher . . .

Außer diesem liturgienahen Kirchenlied hat nun aber auch unser großer Schatz an außerliturgischen Liedern eine unschätzbare Bedeutung. Sie stehen an der Stelle, wo die Volksandacht ihren Platz hat. Stehen also in stärkerer Nähe zur Kontemplation, zum subjektiven Gebet, oder auch zu

ortsgebundenen Gebetsformen. Sie sind eines der wesentlichsten Mittel der tieferen Aneignung der Heilsgeheimnisse, die in der Liturgie begangen werden. In ihnen kommt das Bedürfnis nach religiöser Wärme, nach Volksnähe, kommen auch Sonderanliegen zu ihrem Recht, hat die Bitte größeren Raum. Musikalisch-stilistisch gehören sie daher in den Raum des Volksliedes. Jedoch darf auch dieses Lied, wenn es den Namen Kirchenlied noch beansprucht und in der Kirche gesungen werden soll, eine Grenze nicht überschreiten. Wenn diese Grenze auch nicht scharf gezogen werden kann: das geistliche Volkslied („Meersterne, ich dich grüße“) oder das pietistische Gefühlslied, das in Ausdruck und Gehalt wesentlich im Bereich des Privaten verbleibt, sollte aus jedem öffentlichen Gottesdienst der Gemeinde verbannt bleiben. Dagegen steht etwa das bekannte Heermannsche „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?“ stilistisch noch durchaus im Zusammenhang des gregorianischen Chorals, ist aber in seiner Haltung schon so weit von ihm entfernt, daß es in der Liturgie, die wir suchen, keinen Raum haben kann. Auch die Art, wie die Passion darin gesehen wird, ist von der der Kirche wesensverschieden. Es ist jedoch durchaus würdig, in die Andacht einzugehen. Sein kontemplativer Charakter – es gibt wenig Lieder von solcher Innigkeit der Versenkung in die Passion – verweist es dorthin.

Wo das Kirchenlied wirklich lebendig ist, sind wichtige psychologische und auch musk.-pädagogische Voraussetzungen vorhanden, an welche die Bemühungen, das Kirchenlied aus seiner liturgischen Untätigkeit herauszureißen, anknüpfen müssen. Es ist sehr unklug und für eine Haltung enthillend, die immer dazu neigt, die Schöpfung Volk und die reale Wirklichkeit der Gemeinde in der Kirche und in der Liturgie zu überspringen, daß diese für uns unumgängliche elementare Formen musikalischer Auseinandersetzung so häufig gar nicht beachtet oder nur als didaktische Vorstufe ungenügend gepflegt wird. Der enge innere Zusammenhang zwischen Kirchenlied und Liturgie, den die Geschichte des Verhältnisses zwischen Gottesdienst und Volk klar erweist, wird heute besonders deutlich in der Ostmark: dort ist weithin jede liturgische Aktivität geschwunden, nicht einmal Reste sind mehr zu finden; zugleich haben dort in verschiedenen Gauen nur 35 Prozent der Kirchen noch Gesang in der Volkssprache, in vielen Alpen- und Gebirgsgegenden hat der Volksgefang in der Kirche einfach aufgehört. Das im

musikalischsten der deutschen Stämme, wo die Cäcilienvereinsarbeit guten Boden hat! Hier die Arbeit mit dem gregorianischen Choral, gar mit lateinischer Sprache zu beginnen, heißt nun einmal wirklich dem Gewächs ein fremdes Reis aufsprossen, bevor es zu seinem eigenen Wesen gekommen ist. So kann nichts Dauerndes, Gesundes, religiös Echtes entstehen. In dieser Beziehung ist der Weg, den Pius Parsch geht, viel richtiger, so stark er gerade in seinen Bemühungen um das Kirchenlied noch der unliturgischen barocken und rationalistischen Tradition verhaftet ist und obwohl das fordernde Maßbild der strengen Liturgie der Kirche in seinen Veröffentlichungen immer weniger durchleuchtet.

Das Kirchenlied wird jedoch der g o t t e s d i e n s t l i c h e n Aufgabe nur dann dienen können, wenn die oben in Umrissen gegebene Scheidung der Liedkategorien klar durchgeführt ist. Werden Kirchenlied und Geistliches Lied nicht klar geschieden, so wird auch die so wichtige Unterscheidung der Bereiche von Liturgie und Andacht verwischt, und der Einspruch gegen die Verwendung des Kirchenliedes in der Liturgie erhält Berechtigung; ebenso werden die Partizipationsformen, die mit dem Kirchenlied zu gewinnen sind, nur dann verantwortbar ausfallen, wenn auch für sie das Maßbild der Liturgizität wirksam war. Das gilt besonders auch für die Aufnahme protestantischen Liedgutes; diese ist nur dann fruchtbar, wenn dessen Stellung in den verschiedenen gottesdienstlichen Gestalten bestimmt wird. Eine andere Notwendigkeit, soll die Pflege des deutschen Kirchenliedes wirklich Erfolg und gottesdienstlichen Wert haben, ist es, das Liedgut sehr viel mehr auch für die einzelnen Sonntage des Kirchenjahres festzulegen. Das darf natürlich nicht nach irgendeiner willkürlich aufgestellten Ordnung geschehen, sondern nach der Perikopenordnung, dem Festcharakter der Sonntage usw.. Es geht nicht an, die Ordnung des Kirchenjahres allein dem Kloster und die Ordnung der Liturgie der lateinischen Sprache zu überlassen und mit deutschem Gut eine in jeder Beziehung verwässerte Nebenliturgie zu bauen. Man stellt sich zwar oft auf den Standpunkt, das deutsche Kirchenlied sei eine Äußerungsform volkhafter Frömmigkeit und habe mit Liturgie nichts, mit dem Kirchenjahr nur als allgemeinem Rahmen zu tun. Diese Meinung ist nicht christlich; das Kirchenlied muß betrachtet werden unter dem Gesichtspunkt der Teilnahme des Kirchenvolkes am Gebetsopfer der Kirche. Alle Arbeit am Kirchenlied

muß davon bestimmt sein. Die Ordnung des Kirchenjahres, und zwar nicht nur die allgemeine nach den Festkreisen, trägt ja doch die christliche Frömmigkeit, gehört tief zur kultischen Ordnung und soll daher das Leben und Denken mit der Kirche derart durchwirken, daß es auch die Ordnung des Kirchenliedes prägen muß. Die Durchführung einer solchen Ordnung erweist auch der Benutzung und Verbreitung des Kirchenliedes einen großen Dienst. Heute schon empfangen in weiten Kreisen z. B. die Sonntage der Adventszeit, der Weihnachtszeit und viele Festtage ihren musikalischen Charakter durch ganz bestimmte Kirchenlieder. Wie eng ist etwa „Nacht hoch die Tür“ dem 1. Adventssonntag verbunden, oder „O Heiland reiß die Himmel auf“ dem 4. Adventssonntag, oder „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ dem Fest der Epiphanie! Wie bedeutsam für die freudige Begehung der hohen Festtage des Jahres ist die Zuordnung bestimmter Melodien und – in den verschiedenen Diözesen wechselnder – Lieder zu diesen! Sehr vielen Christen wird durch das Lied der einzige Weg zu herzlicher Mitfeier des Kirchenjahres eröffnet. Wie wichtig wäre es also, eine ähnlich enge Beziehung bestimmter, den liturgischen Charakter des Tages ausdrückender Lieder zunächst wenigstens zu den bedeutenderen Sonn- und Festtagen des ganzen Kirchenjahres zu gewinnen. Hier böte sich eine schöne und volksliturgisch fruchtbare Arbeit für die künftigen Herausgeber eines „Einheitlichen Stammes von Kirchenliedern für alle Diözesen des Reiches“.

Die deutsche Singmesse

Am stärksten könnte die Bedeutung des deutschen Kirchenliedes für einen echten, intensiven Mitvollzug der Messe durch die deutsche Gemeinde in der Liedmesse herauskommen. Daß das heute noch nicht in dem Maße und in der Art der Fall ist, wie es möglich wäre, liegt an verschiedenen Sachverhalten.

Die deutsche Singmesse unserer Diözesan-Gesangbücher ist ein Erzeugnis der süddeutschen kirchlichen Aufklärung, die dabei spätmittelalterliche, reformatorische und gegenreformatorische Versuche wieder aufnahm. Sie hat damit bewiesen, daß sie besser ist als ihr Ruf. Jedenfalls haben die Gemeinden mancher deutscher Gaue, hat das Frömmigkeitsleben des Volkes dort ihr vieles zu verdanken – neben viel Zerstörung, die sie angerichtet hat und die nicht geleugnet oder übersehen sein soll. So wenig Verständnis sie in ihrer auf Erbauung und Belehrung gerichteten Art für Geist und Würde der Liturgie gehabt hat – sie hat ein gutes Ohr für das befehlen, was die Gemeinde braucht, um geistlich gesund zu bleiben.

Die Form der Singmesse, die das 18. Jahrhundert ausgebildet hat („Hier liegt vor Deiner Majestät“), ist auf alle Fälle besser als die noch überall zu treffende Gepflogenheit von heute, während der Messe irgendwelche Lieder zu singen, die meist nur eine lose, sehr oft überhaupt keine Beziehung zum Opfer haben. Meist sind es Lieder aus dem jeweiligen Festkreis des Kirchenjahres. Gerade daß diese Sitte so überaus beliebt ist und – zum Teil sogar gegen ausdrückliche kirchliche Verbote – so zäh festgehalten wird, daß man auch da nicht auf sie verzichten zu können glaubt, wo man sich um liturgische Reformen, etwa die Einführung des Volkshoralamtes bemüht, das zeigt deutlich, daß sie einem ursprünglichen Bedürfnis der deutschen Gemeinde entgegenkommt. Die Aufgabe ist also, diesem Bedürfnis Raum zu geben, jedoch so, daß die Gemeinde dadurch zum Altar hin, nicht von ihm weggeführt wird. Ganz und gar verkehrt ist es, wie schon öfter gesagt wurde und nicht genug betont werden kann, anstatt die liturgische Erziehungsarbeit an ein solches echtes, alteingewurzelttes Bedürfnis

anzuknüpfen, es aber zu kultivieren, mit liturgischem Geist zu erfüllen und ihm den Bezug zum Geschehen am Altar zu geben, statt dessen mit einer lateinischen gregorianischen Choralmesse zu beginnen, die vielleicht am Ende, sicher nicht am Anfang stehen kann.

Der Grundgedanke dieser Form der deutschen Singmesse ist also brauchbar und entwickelbar. Die gebräuchlichen Liedmessen selbst müssen jedoch stark umgearbeitet und ergänzt, in vielen Fällen überhaupt beiseitegelegt werden: ihre gedanklichen Gehalte reichen in ihrer rationalistischen Flachheit und Liturgieferne sehr oft nicht aus; dem entspricht die Sentimentalität des sprachlichen Ausdrucks. Die Melodien sind ebenso häufig dürftig und unfroh, vom Geist der Liturgie, musikalisch also vom gregorianischen Choral, so weit entfernt wie die Texte. Auch die besten Liedmessen sind in den einzelnen Stücken von recht unterschiedlichem Wert. Immerhin ist eine Sichtung der brauchbaren Messlieder durchaus nicht unergiebig³⁷. Außer diesen sind noch andere Einwände zu erheben: Eine irgendwie geartete Entsprechung für die Proprien fehlt sehr oft, höchstens daß während der Kommunionausteilung oder zum Schluß ein Zeitlied gesungen wird. So bleibt für die singende Gemeinde das Besondere jeder Messfeier völlig stumm, wenn die wechselnden Teile nicht vorgebetet werden. Dazu ist aber eigentlich gar keine Zeit, müssen doch sogar noch meist Strophen der festen Gesänge weggelassen werden, damit der Gesang bei der Geschwätzigkeit der einzelnen Lieder mit der heiligen Handlung Schritt halten kann. Den meisten dieser Reimereien fehlt der innere, zwingende Bezug zum Messgeschehen. Auch gibt er der Stille zu wenig Raum.

Versuche, neue Singmessen ohne diese Mängel zu schaffen, liegen vor. Wenn man aber die ernsthaftesten prüft, könnten einem Zweifel kommen, ob der Weg wirklich zum Ziele führt. Das Fehlen der wechselnden Teile hat man dadurch weit zu machen versucht, daß man die Gedanken der Festkreise in die festen Teile hineinarbeitete. Solche Messen gibt es in Dichtungen von Przywara, Thrausolt, Ruth Schaumann u. a.. Das Ergebnis ist ohne Ausnahme unbefriedigend: ein heillooses Durcheinander, unerträgliche Subjektivitäten. Keine einzige Leistung, die auch nur ein wenig vor dem Maßbild der Liturgie bestehen könnte, wofür ja auch der künstlerische Wert kein Ersatz sein kann. Danach wundert man sich nicht mehr, wenn die Erzeugnisse kleinerer Geister schlechtthin jämmerlich aus-

fallen. Aber auch die „Speyerer Domfestmesse“ unterscheidet sich nur gradmässig von solchen Versuchen. Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß die liturgische Erneuerung ihre eigentliche Arbeit noch zu leisten hat: hier ist er. Sonst hätte diese „liturgische Kantate“ nicht eine solche Verbreitung finden dürfen. Verständlich wird das nur, weil eben wirklich Besseres und Brauchbareres recht schwer zu finden ist.

Die noch nirgends voll gelöste Hauptaufgabe besteht darin, die Liedmesse eng an die liturgische Gestalt der Messe anzuschließen und die Unterscheidung von stehenden und wechselnden Stücken auch für sie möglich zu machen. Die volknaheste Form würde sich ergeben, wenn es gelänge, die sämtlichen Teile in liedmäßige, strophische Form zu fassen, ohne daß der Verlust an sakraler Substanz allzu groß würde. Auch was in dieser Richtung bisher vorgelegt worden ist, kann den unaufgebaren Ansprüchen nicht genügen, weder textlich, noch musikalisch. Die größte Schwierigkeit entsteht daraus, daß der Gemeinde, wie sie durchschnittlich ist, lange nicht so viel Melodien zugemutet werden können, als für die Proprien der Sonntage und der Hauptfesttage des Jahres notwendig wäre. So ist in den Veröffentlichungen des Volksliturgischen Apostolates ein Weg beschritten worden, der auf den ersten Blick einleuchtend wirkt: Die Proprien sind wenigstens mit ihrem Hauptinhalt in gebräuchliche Kirchenliedstrophen gebracht worden. Diese Strophen können nun ohne große Schwierigkeiten den bekannten Liedmelodien unterlegt werden. Das hat den Vorteil, daß die Gemeinde die Texte singen kann, ohne erst viele neue Melodien lernen zu müssen. Auf alle Fälle sind es Melodien, die aus der volkstümlichen Liedtradition stammen und also leicht erlernbar sind.

Zwei Einwände gegen dieses Vorgehen müssen wenigstens gesehen werden. Ein musikalischer: die Möglichkeit der Übertragung von Liedmelodien auf andere Texte, von der ja auch die protestantischen Gesangbücher reichlichen Gebrauch machen, hat bestimmte Grenzen: schließlich ist ein Lied in Text und Melodie eine Einheit, und diese kann nicht unbeschränkt mit jedem anderen Text verbunden werden, gar wenn dieser ganz anders geartet ist. So verbietet es z. B. die Ehrfurcht vor dem Rang der Einmaligkeit, Melodien wie die von „Christ ist erstanden“ oder „Laßt uns erfreuen herzlich sehr“ mit den verschiedensten Liedtexten zusammenzubringen! Es muß

jedoch betont werden, daß dieser wie der zweite Einwand wohl den Klosterneuburger Versuch trifft, nicht aber die Möglichkeit dieses Vorgehens überhaupt; der Weg ist an sich gangbar, wenn man, was die Gemeinde durchaus leisten kann, für die Proprien eines Sonntages wenigstens zwei verschiedene Melodien nimmt. Die zweite Schwierigkeit ist größer; sie kommt von der sprachlichen Seite. Es scheint so zu sein, daß die Bindung an Reim, Maß und Strophe es fast unmöglich macht, wenigstens etwas von der hieratischen Größe der Meßtexte spüren zu lassen. Wie dünn und ärmlich sind die meisten Versifizierungen! Es ist überaus schwer, aus einem Psalm oder einem Wort der Schrift ein Lied zu dichten, ohne daß ein Substanzverlust eintritt, der die ganze Arbeit wertlos macht. Ein unübertreffliches Vorbild hat hier Luther geliefert; er hat, mit seinen Psalmenliedern vor allem, bewiesen, daß die Aufgabe lösbar ist, wenn ein Mensch von wirklichem sprachlichem Können und religiöser Kraft sich daran begibt – sehen wir in diesem Zusammenhang davon ab, daß Luthers Umdichtungen andere Einwände herausfordern. Außerdem kann die Möglichkeit stärker genutzt werden, wie es im Einburger Gesangbuch geschehen ist, an Stelle der Proprien wirkliche alte Kirchenlieder zu bringen, die aus deren Gedankenkreis und Stimmungsgehalt kommen. Viel mehr sollte auch die Form der sogenannten „Betsingmesse“ verwendet werden, in der die wechselnden Zeile von einem Vorbeter oder noch besser, weil sehr viel eindringlicher, von einem kleinen Chor gesprochen werden, während die unveränderlichen von der Gemeinde gesungen werden. Möglichst viel Wechsel verhindert Mechanisierung. Doch muß an dem Ziel einer vollen deutschen Liedmesse weitergearbeitet werden; die Volkstümlichkeit dieser Form und die praktischen Vorzüge strophischer Gesänge, vor allem die leichte Erlernbarkeit, fordern das. Es ist nicht erlaubt, von dieser Stufe der Partizipation gering zu denken.

Deutsche Gregorianik

Die hohe Bedeutung der deutschen Singmesse geht daraus hervor, daß sie heute in sehr vielen, vielleicht noch in der Mehrzahl der deutschen Gemeinden die einzige Form eines wirklich Allen erreichbaren Mitvollzuges der heiligen Messe ist. Sie wird also nie vernachlässigt werden dürfen. Andererseits darf man sich mit dieser Form nicht begnügen. Selbst die bestgelungene Liedmesse wird notwendig vom lateinisch-gregorianischen Amt allzuweit entfernt sein, als daß sie auch nur als Hauptform gebraucht werden dürfte. Ebenbürtigkeit mit dem lateinischen Original in Sprache und Melodie wird so nicht annähernd erreicht werden können; das ist ja bei der Liedmesse auch nicht das Ziel, sondern sie soll ein Mittel sein, einerseits dem einfachsten Gemeindeglied, auch Kindern, einen Weg zum Verstehen und zur tätigen, freudigen Teilnahme an der heiligen Messe zu öffnen, andererseits auch die moderne Großgemeinde zu spontaner Äußerung in liturgiegebundenen Formen zu bringen. Mit dem Kirchenlied kann ein religiöses Gemeinschaftsbewußtsein geweckt werden, das der liturgischen Feier all die Kräfte und Schwingungen eines naturhaft aufquellenden, unreflektierten Gemeinschaftsgefühls zuströmen läßt, wie es sich bei klangfreudigem und rhythmusbetontem Singen unter starkem Einsatz der Orgel entzündet. Das ist etwas sehr Schönes und heute doppelt Nötiges. Es hat aber auch Gefahren, wenigstens dann, wenn eine Gemeinde sich nicht weitere Stufen der Teilnahme hinzuermirbt, die der Objektivität und reinen Geschentheit der vom Altar ausgehenden Gemeinschaft, für die die Unererschütterlichkeit und Ruhe der Gregorianik Zeichen und Ausdruck ist, gemäßer sind und dem liturgischen Maßbild näherkommen, als es mit dem Kirchenlied möglich ist, sowohl in der geistigen und liturgischen Haltung, als auch gedanklich. Die rein liedmäßigen Formen können ja die Mannigfaltigkeit und Ausdrucksmächtigkeit der psalmoidischen und antiphonischen Formen der Messe nicht fassen; der Ernst etwa des psalmoidischen Betens, die innere Größe der antiphonalen Formen, die für die hohe Liturgie eine unersehbare Bedeutung haben, alles das entzieht sich der Ein-

prägung in liedmäßige Formungen. Außerdem steht in jenen das Wort der Schrift ohne Zusatz und Änderung – ein unschätzbare Vorzug, während jede metrische Formung notwendig wenigstens eine starke Umprägung, wenn nicht gar eine Verfälschung bedingt, und sei sie noch so unmerklich. Je besser und eigenwüchsigter die Versifizierung sein wird, um so größer wird diese Gefahr.

Es wird also notwendig sein, freie, nichtmetrische Übertragungen der Ordinariumsstücke mit wortnaher Melodie und ein nach den gleichen Grundsätzen übersetztes und melodiertes Proprium für alle wichtigen Feste und Festzeiten des Jahres zu schaffen; dieses Proprium ist dann nicht mehr der Gemeinde, sondern einem Chor zu überweisen. Solche Aufgaben sind heute wichtiger als alle mehrstimmigen Kirchenmusikkompositionen. Daß sich so schwer schaffende Musiker finden lassen, die sich daran wagen, ist kein gutes Zeichen für ihre Liturgieverbundenheit. Es ist freilich keine leichte Aufgabe. Der Künstler, der solches unternimmt, muß in der Schule der Liturgie die Zurückhaltung gelernt haben, welche die Musik der Kirche auszeichnet und die Voraussetzung für die mystische Innerlichkeit bildet, die im gregorianischen Choral Ton geworden und die eine rein christliche Qualität ist. Er muß eine große Ehrfurcht und eine große Liebe zum Geheimnis der Liturgie und der Kirche haben – die musikalische Art, die Messen, Vespere usw. gleich in ganzen Sammlungen schaffen kann, ist davon weit entfernt. Ein solcher Künstler muß ein inneres Wissen um die Geheimnisse melodischen Bauens, um eine verborgene heilige Ordnung und Symbolik der Töne und Tonräume haben, die unsere Zeit fast bis auf den letzten Rest verloren hat und die sie daher, wo Bruchstücke davon als Lehre überliefert sind, fast durchweg mißversteht, bestenfalls allegoristisch zu deuten vermag. Musiker, die dieses Wissen im Anfang wieder besitzen, gibt es heute in Deutschland wohl, wenn auch nur wenige. Aber zu der geforderten Entschagung sind nur wenige willens, oder es fehlt, was schließlich auf das Gleiche herauskommt, jene fromme Gläubigkeit und jene Liebe zur Kirche und zur Gemeinde, aus denen ein solches Werk allein gelingen kann.

Die tiefste Schwierigkeit, die ein solcher liturgisch-musikalischer Versuch im deutschen Raum zu bewältigen hat, läßt sich vielleicht so ausdrücken: der liturgische Gehalt muß in deutsche Gefühls- und Gestaltform übergeführt

werden, ohne daß seine sakrale Substanz verdünnt oder verändert wird. Ein solches Werk muß liturgisch und wirklich deutsch zugleich sein; gregorianisch nicht im Sinne stilistischer Imitation, sondern weil es das Geisbild des gregorianischen Chorals in sich trägt. Natürlich werden solche Werke nie so volkstümlich sein wie die in strophische, liedmäßige Formen gegossene Singmesse. Deswegen wird dieser Typus der gesungenen Messe auch kein ausschließlicher sein. Aber er wird derjenige sein, mit dem die Gemeinde dem Choralamt am nächsten kommt, das in Wahrheit nur wenigen Gemeinden erreichbar ist und das ihr sonst als in einem weiteren Sinn eigenbürtige, von ihr wirklich ganz erfüllbare Feier verschlossen wäre. Und dafür lohnt es sich, daß sie sich anstrengt (vgl. dazu Anm. 63).

Damit stehen wir bei dem Problem einer „deutschen Gregorianik“.

Es ist nur die musikalische Seite eines ganzen Bündels von Fragen, die sich unabweislich stellen, wenn man die Aufgabe wirklich ernst nimmt, der deutschen Gemeinde die Fülle der liturgischen Gestalten zu erobern, und wenn man sich nicht nur mit Vorhofformen begnügt. Mit dem Kirchenlied ist also diese Fülle nicht zu fassen. Welche Bedeutung hat z. B. der Psalm und das Psalmenbeten in der Liturgie! Wie wenig vertraut ist der heutige Christ mit dem Psalter! Daß das Denken und die Gottesvorstellung der Psalmen so sehr aus dem Bereich geschwunden ist, der dem Kirchenvolk zugänglich ist, war nicht gut; die Psalmen sind die eigentlichen Lieder der Kirche, die Hauptstücke ihres täglichen Gebetsopfers. Wenn dieses also für die Gemeinde gewonnen wird – in Eucharistiefeier, Vesper und Komplet –, so wird das Psalmenbeten von selbst einen sehr viel größeren Raum im Leben der Gemeinde bekommen.

Mit dem Psalmenfangen erstet nun eine der wichtigsten gottesdienstlichen Notwendigkeiten der Zeit: die Pflege des Wechselgesanges. Der Zerfall dieser Form des gemeinsamen Betens, wo sie einmal bestand, ist tief enthüllend. Er geht Hand in Hand mit dem Schwinden eines ungebrochen christlich begründeten Kirchenbewußtseins. Gottesdienst der Kirche ist eine Leistung der in Christus geeinten Gemeinde, Gemeinschaftsleistung also. Ausdruck und Bestätigung dieser Gemeinschaft geschieht in hervorragender Weise in Rede und Gegenrede. Im Gottesdienst der Kirche findet ein stetiges Antworten und Bestätigen durch die Gemeinde statt. Die Akkla-

mationen gehören hierher, die Litanei, vor allem aber das Psalmodieren. Die beiden Urformen des Wechselgesangs stammen schon aus den ersten christlichen Jahrhunderten: der antiphonische zwischen zwei Chören und der responsoriale zwischen Priester und Chor, bzw. Gemeinde. In diesen beiden Formen wird ein Baugesetz der Liturgie sichtbar. Das Beten und Singen der Gemeinde hat nicht die Form unmittelbarer Zwiesprache zwischen ihr und Gott. Die Gemeinde ist ja nicht unverfasste Masse, sondern eine geistliche Polis, gegliedertes, geordnetes Volk mit einem Haupt und mit dem ordinierten Priester in seiner Mitte. Sie wagt es, Gott anzurufen und ihm Anbetung zu bringen „durch“ Jesus Christus, ihren Herrn. Dieses „durch“ spricht die erste Tatsache ihrer Verfassung aus, aus ihm ergeben sich alle weiteren. So ist ihre Liturgie „Dienst“, hat Öffentlichkeitsbedeutung; ist ihr Beten gegliedert. Das wieder ins Bewußtsein zu bringen, ist das eigentliche Anliegen der Apostolischen Konstitution von 1924. Gebet und Tun des Priesters wird bestätigt durch den Ruf und das Gebet der Gemeinde. Beim Beginn des eucharistischen Hochgebetes fordert der Priester die Gemeinde auf, bei der nun folgenden „Actio gratiarum“ mitzutun, und ihre Antwort, „würdig ist es und recht“, enthält zugleich ihren Auftrag an den Priester, wie ihr Amen zur Beendigung des Kanons das Geschehene „ratifiziert“. Dem Wort Gottes; verkündet vom Altar her, entspricht ihre Antwort; dem Vernehmen der Frohbotschaft ihr Dank und Lobpreis. Die höchste Entfaltung dieses Lobgesanges aber, in welchem nach einem Wort der Apostelgeschichte die Gemeinde bekennt, daß Gott würdig ist, „zu empfangen die Macht und den Reichtum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Segen“, die höchste formale Entfaltung dieses Lobgesanges geschieht im antiphonalen Wechselgesang. Darin sind die beiden Elemente enthalten, die jeden Gottesdienst durchwirken müssen: Ausdruck, Kundtun in Sprechen und Singen einerseits, Schweigen und Hören andererseits. Nur muß dafür gesorgt werden, daß das Schweigen nicht bloßes Stillesein, Nichtreden ist, sondern der Sammlung dient, und daß das Singen getragen und durchwirkt ist vom Schweigen. Ist das erreicht, dann ist für die rechte Begehung des Gottesdienstes unschätzbar viel gewonnen. Solcher Wechselgesang bedeutet Übung echter gottesdienstlicher Haltung, die sich dann auch allgemein auswirken wird. Er bringt ein stärkeres inneres Wachsein hervor und bedeutet eine stetige

Stärkung und wirksame Pflege des Bewußtseins, das primäre Voraussetzung für die Echtheit alles liturgischen Tuns ist: des Bewußtseins, nicht als Einzelter, auch nicht als Faktor einer Summe zu stehen, sondern als Glied eines von Gott berufenen, in Christus, seinem Herrn, eins gewordenen und zu dieser Feier beauftragten Volkes. Zugleich bieten sich eine Menge Möglichkeiten der Belebung und Auflockerung starre gewordener Formen und Gewohnheiten: der langweilige, träge Trott des Gesanges gewinnt eine neue Lebendigkeit; mehrstrophige Lieder erhalten durch den Wechsel von Männern, Frauen, Chor und Orgel Gestalt; das innere Aufmerken wird rege gehalten usw.. Im Wechselgesang bietet sich auch ein Mittel, den Chor in der richtigen Weise in den Gottesdienst einzubauen; er kann so seine Aktivität auf die Gemeinde übertragen und damit nicht nur seinen Rang wiedergewinnen, sondern in hohem Maße auf die Gemeinde erzieherisch wirken. Dazu muß allerdings das Aufgeben seiner Isolierung, die sich in seinem Rückzug auf die Orgelempore ausdrückt, einen architektonischen Ausdruck finden. Es muß ihm für seine offiziell-liturgischen Funktionen Raum in der Nähe des Altars geschaffen werden und im Angesicht der Gemeinde.

Die Krönung des Wechselsingens aber ist der Psalmengesang, denn der Psalm ist ja schon durch seine innere und äußere Form auf den Wechselgesang angelegt. Wie eng von Ursprung an die Bindung dieser Gebetsform zum Gottesdienst ist, das zeigt sich u. a. auch daran, daß man nicht weiß, ob der Gebrauch im Gottesdienst zu dieser eigentümlichen Stilform, der Parallelität der Psalmglieder, geführt hat, oder ob diese Parallelität das Wechselsingen erst hervorgebracht hat. So vermag er Gemeinde aufzubauen und gottesdienstlich zu aktivieren wie keine andere Form des Betens.

Das führt uns auf einige wichtige Fragen, die sich um die Möglichkeit deutscher Gregorianik, des Sprechgesangs in deutscher Sprache überhaupt sammeln. Die Behauptung, deutscher Sprechgesang bedeute Vergewaltigung der Sprache, sei sprachwidrig, hört man oft. Und zwar um so öfter, je weiter man in den deutschen Süden kommt, das heißt, je stärker die barocke Tradition noch ist – sehen wir von den strengen Gregorianikern ab, die natürlich nicht an Landschaften gebunden sind. Es sei unmöglich, Stilprinzipien des gregorianischen Chorals auf die deutsche Sprache zu

übertragen: in diese Form wird der Einwand meist gebracht; das Deutsche verlange liedmäßige Formen, die gregorianische Melodie passe nicht zu ihm. Da dieser Einwand einen der Kernpunkte unserer liturgischen Aufgabe angreift, da er auf den ersten Anschein einige Berechtigung zu haben scheint und nicht nur von ausgesprochenen Gegnern der volksliturgischen Bemühungen vertreten wird, werden diese Bedenken ernst genommen und bedacht werden müssen. Die gültige und einleuchtendste Widerlegung freilich ist die des praktischen Tuns und geschieht in der Wirklichkeit der Gemeinden. Daß heute die Deutsche Komplet³⁸ eine Auflage von 300 000 erreicht hat; daß das Volk, wo es in lebendiger und kluger Weise dazu geführt wird, Messen, wie z. B. die „Deutsche gregorianische Gemeindemesse“³⁹, mit allergrößter Freude singt, in gewissen Diözesen deutsche Psalmen seit mehr als hundert Jahren gesungen hat, das besagt mehr als theoretische Argumentationen. Doch ist auch für sie die Zeit und Notwendigkeit gekommen, um so mehr, als die Erörterung dieser Fragen unmittelbar für die Sache selbst fruchtbar wird und über einige grundsätzliche Schwierigkeiten einmal Klarheit geschaffen werden muß. Wie unvereinbar sich die Auffassungen in dieser Frage gegenüberstehen, erhellt aus der Äußerung eines protestantischen führenden Kirchenmusikers, der auf die Frage, ob es richtiger sei, neuen Sprechgesang zu schaffen oder gregorianische Gesänge ins Deutsche zu „übersetzen“, geantwortet hat, er halte den Bruch mit der seit hundert Jahren aufgenommenen Entwicklung eines Wiederanknüpfens an die deutsche Gregorianik der lutherischen Kirche für unnötig. Das heißt also: ein Protestant hält den nach Meinung vieler katholischer Kirchenmusiker undeutschen Sprechgesang, wie er zum Erbe der evangelischen Gemeinden gehört, für so bedeutsam und die anspruchsvollen Bedürfnisse ihrer Liturgie (Deutsche Messe!) umfassend, daß er den Versuch ablehnt, deutschen Sprechgesang mit neuen melodischen Mitteln, als originale Schöpfung eines Komponisten bereitzustellen, wie es z. B. Lahusen⁴⁰ geleistet hat. Hält man sich vor Augen, eine wie starke und gute deutsche Sprachtradition der Protestantismus von Anfang an hatte und daß es sich hierbei durchaus nicht um die Privatmeinung eines Einzelnen handelt, wie eine ganze Anzahl bedeutsamer Veröffentlichungen der letzten Jahre zeigen⁴¹, so mag die Wichtigkeit einer solchen Stellungnahme zum deutschen Sprechgesang ins richtige Licht treten.

Warum eigentlich genügt es nicht, Psalmen, Ordinariusstücke usw. in Liedform zu bringen? Damit wären doch wirklich volksmäßige Formen geschaffen! Sehen wir davon ab, daß diese Aufgabe, wie schon dargelegt, noch nirgends wirklich befriedigend gelöst worden ist. Sicherlich wäre es ein Segen, wenn gute Lösungen vorgelegt würden. Man wird – vergleiche das über die Liedmesse Gesagte – nicht aufhören dürfen, sich darum zu mühen, geeignete Kräfte immer wieder an die Aufgabe zu setzen und sie dazu zu ermutigen. Aber auch die allerbeste, vollkommene Lösung dieser Art könnte nur eine Stufe in der Reihe der Formen sein, in denen die deutsche Gemeinde die Liturgie begehen kann; eine berechnete, ja notwendige, längst vom Volk bestätigte, aber nicht die höchste. Gültig kann nur sein eine Form, die die Worte des Psalms, von Gloria, Sanctus usw. rein stehen läßt und auch deren Form nicht antastet. Denn diese Form ist ja nach dem oben über den Wechselgesang Gesagten nicht bloß von außen hinzukommend, so daß sie beliebig gewechselt werden könnte. Man verändert das Wesen eines Psalmes, wenn man ihn in die Form eines Liedes umgießt. Denn diese Form ist in ihrem Ablauf viel zu geschlossen, viel zu klein und kurzatmig und gerät zu leicht ins Emotionale, als daß sie die stete Offenheit eines Psalmes oder des großen Lobgesanges eines Gloria in sich fassen könnte. Deren eigene Form muß ins Deutsche mit hinübergetragen werden. Das heißt: es ist die Aufgabe gestellt, deutschen Sprechgesang zu schaffen.

Was antwortet die Geschichte des deutschen Sprechgesangs auf unsere Frage? Was ist der Sinn des Sprechgesangs und sein Ort? Wie können wir deutschen Sprechgesang gewinnen, der den zu stellenden Forderungen genügt?

Wir brauchen uns als Katholiken nicht mit der Frage abzugeben, ob überhaupt Sprechgesang, wie es im protestantischen Bereich notwendig ist, denn die lateinische Liturgie der Kirche ist ja ohne ihn nicht zu denken. Uns fällt in einem gewöhnlichen protestantischen Gottesdienst, vor allem der reformierten Gebiete, das Fehlen dieser Form als außerordentlicher Mangel auf. Wir empfinden das Sprechen nach Art des Redners oder im Ton familiärer Unterhaltung oder in salbungsvollem Pathos als gleich gottesdienstwidrig, als profan. Und aus demselben Empfinden kämpfen die

protestantischen liturgischen Reformkreise für die Einführung des Sprechgesangs in ihren Gottesdienst. Der Sinn des musikalisch geformten und geführten Sprechtones wird heute auch außerhalb des Religiösen wieder mehr verstanden: Die Pflege des Sprechchors, soweit er nicht der bloßen Manifestation dient, ist Beweis dafür. Die Liturgie fordert den Sprechgesang aus ihrem eigenen Wesen. Denn in ihm ist das Wort nicht profanes, natürliches Wort, sondern „Wort Gottes“. Also muß es in einer Herausgehobenheit stehen, muß vor allem aus seinem bloßen Mitteilungscharakter gerückt werden. Es besteht eine genaue Analogie zwischen der kultischen Durchformung und Stilisierung, die das Mahl im Abendmahls-ssaale erfahren hat bis zur heutigen Gestalt der Messe, und der Stilisierung des Wortes im Sprechgesang. Wird der Sprechgesang abgeschafft, wie es nach zwei Jahrhunderten protestantischer kirchlicher Entwicklung geschah, oder steht kein Sprechgesang zur Verfügung, wie es in den katholischen volksliturgischen Gottesdiensten einstweilen noch weithin der Fall ist, so stellt sich alsbald als falscher Ersatz jenes pathetische Sprechen ein, das wir so gut kennen und lieben. Es entspringt aus dem sich doch sofort wieder meldenden Bedürfnis, das Wort der Liturgie abzuheben von allem andern Sprechen; sucht aber dieses Bedürfnis mit einem falschen, weil bloß subjektiven Mittel zu befriedigen. Es kommt in diesem Pathos die wesenhaft Unbewältbarkeit der Offenbarung von der Welt und dem Subjekt her peinlich zum Ausdruck. Sprechgesang bedeutet, daß das heilige Wort der Willkür des Sprechers und Verkünders entzogen ist. Daß der Verkünder nur in Auftrag handelt. Sprechgesang bedeutet, daß im Gottesdienst das Wort ohne individualistische Zutat erklingen muß, gleichsam transzendiert ist durch das Mittel melodischer Überformung. Einer Formung jedoch, die durchaus dem Wort dient und völlig darauf angelegt ist, das Wort selbst leuchtend zu machen; einer Formung, die vor allem dem gebeteten Wort den Raum der Kontemplation schafft, in dem es vom Sprechenden und Hörenden aufgehoben und angeeignet werden kann. Das kann aber nur eine melodische Formung, die sich nicht in sich selber schließt wie das Lied und die typischen, gesetzhaften Charakter trägt, also auch nicht bloß ins Musikalische gehobenes Sprachmelos ist, so wichtig für Entstehung und Bildung des Sprechgesanges, auch historisch gesehen, sprachmelodische, syntaktische und interpunktionelle Einwirkungen sind⁴².

Kultischer Sprechgesang steht bei aller möglichen melodischen Entfaltung im einzelnen immer unter dem Gesetz der wiederkehrenden melodischen Periode, des melodischen Wellenschlags, ja der melodischen Formel. Das, was an ihm so häufig getadelt wird, eine gewisse Monotonie, das ist gerade eigentlichstes Kennzeichen liturgischen Sprechgesangs, denn diese melodische Wiederkehr des Gleichen behütet den Wortsinn, weist den Singenden immer wieder in seine eigene Stille, verhütet das Außersichkommen, das ein bestimmter Liedstil erzielt, und bringt doch jene nüchtern-freudige Erhobenseit hervor, die dem betenden Singen der Gemeinde so not tut, wenigstens, wenn die Melodie etwas von der charismatischen Beschwingtheit mancher Psalmtöne oder gar Praefationen hat⁴². Die melodische Fassung echten Sprechgesangs ist ferner nie so stark, daß sie auch den Rhythmus ganz an sich zöge; der sprachliche Rhythmus bleibt erhalten; das heißt, auf ein wichtigstes Mittel eigengesetzlicher Melodik, durch welches die Musik ihre Freiheit vom Wort gewonnen hat, verzichtet der Sprechgesang. Die Melodie steht ganz im Dienst am Wort. Was nicht ausschließt, daß in reicher entwickelten Grenzformen an gewissen Stellen der Liturgie das Musikalische stärker durchbricht oder sich mensurale Rhythmik bemerkbar macht.⁶³

Es ist also klar: die liturgische Haltung, die der Choral verlangt und zu der er erzieht, ist mit dem Lied nicht zu verwirklichen. Es kann nicht in Bewegung bringen, was der Choral auch in der überfesten, verdeutschten Form in Bewegung bringt. Der Lobgesang des Gloria ist sehr verschieden von einem deutschen Freudenlied, auch wenn es in etwa die Worte des Gloria wiedergibt oder umschreibt. Und so mit den meisten Gebetsgestalten. Alles in allem: Sprechgesang ist der sinnfälligste Ausdruck für die Objektivität, den Offenbarungscharakter des liturgischen Wortes, das über seine natürlich zu erfassende Bedeutung hinaus ein Sagen Gottes ist. Daß diese Melodien oft pneumatischen Charakter haben, unterstreicht diesen Sachverhalt. Auf Sprechgesang kann also eine Liturgie nicht verzichten, für die das Wort von solcher Bedeutung ist, weil sie eine Lebensäußerung des Leibes Christi ist, des menschengewordenen **WORTES**.

Wir werden also auch und gerade für die deutsch begangene Liturgie nicht darauf verzichten können. Ja, für sie sogar besonders nicht. Warum? Aus praktischen Erwägungen. Wir haben im katholischen liturgischen Be-

reich keine gute Sprachtradition und noch weniger eine gute Sprechkultur. Es wäre auch verwunderlich, wenn es anders wäre, da die deutsche Sprache in der katholischen Kirche Deutschlands an der Gestaltung der Liturgie ja nicht teilhaben und also auch nicht die Zucht, Formkraft und Begnadung der Liturgie erfahren durfte. Es ist übrigens stark zu spüren, schon heute, wie nicht nur die sprachlichen Fähigkeiten, sondern die Sprache selbst am lateinischen Vorbild durch die großen Übersetzungsaufgaben und immer wiederholten Übersetzungsbemühungen während des vergangenen Jahrzehnts gewachsen ist.

Aber kehren wir zurück! In der Praxis der volksliturgischen Arbeit wirkt sich die angedeutete Situation der für den Kult zur Verfügung stehenden Sprache folgendermaßen aus: Statt dem an den entsprechenden Stellen der lateinischen Liturgie angewandten Sprechgesang werden die Texte einfach vorgelesen oder gemeinsam gesprochen. Das kann sehr schön sein – in der Wirklichkeit der Gemeinde wird jedoch meist noch schlechter gesprochen als gesungen. Denn etwa eine Epistel oder ein Evangelium so zu lesen, daß der im Sprechgesang gewährleistete Charakter des heiligen Wortes und der Verkündigung herauskommt oder die einem Feste angemessene Feierlichkeit, das ist eine außerordentlich schwere Sprechleistung. Wird auf dem Tonus rectus gelesen, so fehlt dem so gelesenen Wort meist jede Eindringlichkeit, es wird bloß geleiert. Wie gesagt: das muß nicht sein; es ist aber erfahrungsgemäß meist so. Dazu kommt, daß auf die Dauer das Lesen auf einem Ton ärmlich wirkt und der reichen Gliedertheit der Liturgie nicht entspricht. Oder aber, es wird pathetisch gelesen. . .

Abgesehen haben wir deutschen Sprechgesang ja auch bisher nicht entbehren können. Merkwürdig, daß das von den katholischen Gegnern deutschen Sprechgesangs immer übersehen oder aber in seiner Bedeutung herabgemindert wird. Es widerspricht eben doch zu sehr der Annahme, daß die deutsche Sprache nur liedmäßige Formen vertrage. Es sei erinnert an die gesungenen Litaneien, an die in manchen Diözesangesangbüchern zu findenden deutschen Vespere, Metten usw..

Soweit mit „deutscher Gregorianik“ Gesänge gemeint sind, die dadurch gewonnen wurden, daß aus dem Lateinischen übersetzte Texte mit ihrer alten, gregorianischen Melodie zu einem neuen Ganzen zusammengefügt

wurden, sei als Beispiel für die Möglichkeiten dieses Gestaltungsprinzips auf die letztersehene Formung dieser Art hingewiesen: die „Deutsche Gregorianische Gemeindemesse“⁴⁴. Vielleicht sind auch hier an manchen Stellen noch Nähte spürbar; Spannungen könnten noch ausgeglichen werden. Man wird aber nicht wohl sagen können, hier seien zwei Pferde an einen Wagen gespannt, die ganz verschiedene Gangart haben, und das habe ein lahmes Gespann ergeben. Und wer solche Bildungen grundsätzlich ablehnt, der möge doch wissen, daß er eine große Tradition ablehnt und die Arbeit vieler Geschlechter für einen Irrweg erklärt. Das „Handbuch der evangelischen Kirchenmusik“ hat das große Verdienst, für die Klärung dieses Problems sowohl nach der geschichtlichen als der ästhetischen Seite unentbehrliches Material bereitgestellt zu haben. Auch die praktische Arbeit der letzten zehn Jahre hat uns einen klareren Blick für die bestehenden Möglichkeiten und Grenzen gegeben. Auch läßt sich nun auf wertvolle Erfahrungen zurücksehen, die vor Jahren noch nicht zur Verfügung standen und die wir heute besitzen, weil seit damals eine große Zahl kontroverser Formungen gewagt worden sind.

Die Geschichte der Eindeutschung der Gregorianik, ihrer völligen Rezeption im abendländischen Raum ist eines der aufschlußreichsten Kapitel der Musik wie der Geistesgeschichte überhaupt. Der Gregorianische Choral kam zu den Völkern des Mittelalters nicht so sehr als festgeformter, unveränderlicher Stoff; man wird diesem Vorgang viel eher gerecht, wenn man ihn so versteht, daß mit der Gregorianik eine ungeheure musikalische Mächtigkeit zu wirken begann. Wie für unsere abgestumpften Ohren unbegreiflich stark diese Wirkung gewesen ist, dafür haben wir die mannigfachsten Zeugnisse. So wird z. B. aus St. Gallen erzählt, daß bestimmte gregorianische Gesänge die Mönche zu Boden geworfen haben; und ein solches Zeugnis steht nicht vereinzelt. Dann begann die Auseinandersetzung zwischen volkseigener Musikhaltung und dieser Mächtigkeit. Darin wurde die überlieferte römische Fassung der Gesänge auf deutschem Boden zum germanischen Choraldialekt umgebildet, der durch Intervallstreckung, Vermeidung von Halbnoten u. ä. den Charakter der Melodien nicht unwesentlich verändert: eine deutliche Ausprägung der eigenen Art, die in dieser Auseinandersetzung zur musikalischen Selbsterkenntnis gelangt ist (man vergleiche das Credo der „Gregorianischen Deutschen Gemeinde-

messe" mit der bekannten vatikanischen Fassung). Zugleich wird an diesem Vorgang sichtbar, wie tief und echt die geistig und religiös bewußten Schichten des deutschen Volkes die Gregorianik in ihr musikalisches Empfinden und Leben aufgenommen haben müssen. So läßt man sich nur mit etwas ein, was eine gewaltige Anziehungskraft hat und als für das eigene Wesen fruchtbar empfunden wird. Einen starken Eindruck von diesem Ringen, das zugleich Aneignung und Eindeutschung ist, vermitteln etwa die Gesänge der Minnesänger⁴⁵. Diese originalen Schöpfungen aus gregorianischem Geist, die der Generation eines Hugo Riemann wie auch noch H. J. Moser in ihrem eigentlichen Wesen völlig unverständlich waren, was aus den rhythmischen Mißhandlungen eindeutig hervorgeht, denen sie sie unterwarfen, diese Schöpfungen erscheinen uns seltsam vertraut: es ist dieselbe Welt, zu der auch die durch „Übertragung" unmittelbar aus dem gregorianischen Choral gewonnenen deutschen Gesänge etwa des Ordinarius oder auch Neubildungen in engem Zusammenhang mit der Gregorianik gehören. Auch die Reisen des Mittelalters, die weiter oben „deutsche Hymnen" genannten Lieder, sind vom selben Geist. Bei diesen wie bei den Minnesängermelodien ist eine wunderbare Einheit von deutschem Wort und gregorianischer Melodik gelungen. Es hat sich gezeigt, daß deutsche Dichter und Sänger so in die musikalische Sprache und die seelische Haltung der Gregorianik eingehen konnten, daß auf diese Weise sprachlich-musikalische Gebilde von edelster Schönheit und höchstem Rang entstanden sind. Wer diesen Gesängen, vor allem den reicher melismierten, den ungebrochen deutschen Charakter abspricht, sie als „Zwitterbildungen" empfindet, müßte sich darüber klar werden, daß er Art und Möglichkeiten deutscher Sprache sehr einschränkt; er nimmt die Prägung, die sie in der Neuzeit erhalten hat, als notwendig und endgültig hin und übersieht völlig, was sie an Geist- und Ausdrucksmächtigkeit, Innigkeit und Bescheidenheit verloren hat, etwa gegenüber der Sprache der deutschen Mystik. Daß diese Verluste nicht als uneinbringlich hingenommen werden müssen, daß die deutsche Sprache der überraschendsten Wandlungen fähig ist und ihre Plastizität trotz vieler Erstarrungserscheinungen und Entartungsvorgängen bewahrt hat, davon legen Dichter und gewisse Erscheinungen in der philosophischen Sprache unserer Zeit Zeugnis ab. Eine ablehnende Einstellung gegenüber deutschem Sprechgesang erklärt

sich fast durchweg dadurch, daß die Erfahrung von der Sache und das Organ, das Gehör dafür fehlt. Man kann solche Dinge weder vom Notenbild aus, noch auch nach dem privaten Singen beurteilen; man muß mit ihnen umgegangen sein, sie wieder und wieder in der Gemeinde gehört und mitgesungen haben. Vor dieser Erfahrung muß jedes Urteil notwendig seinen Gegenstand verfehlen. Es war eine überraschende Entdeckung: daß wir eine lange und große Tradition verloren hatten, daß im katholischen Bereich nach der Reformation eine im Spätmittelalter immer stärker gewordene Eindeutschungsbewegung abgebrochen worden ist, daß aber die alten Gesänge wie die Neubildungen derselben Art und des gleichen Geistes tragfähig sind wie nur je und von der Gemeinde lebendig und mit eindringlicher und nachhaltiger Wirkung aufgenommen werden können. Diese Erfahrung wird von einer wachsenden Zahl von Gemeinden und Kreisen bestätigt. Grundsätzliche Ablehnung wird also nicht nur, wie oben gesagt, eine lange deutsche Tradition als Irrweg erklären und sich dabei bewußt sein müssen, was sie damit trifft, sondern auch solche Erfahrungen bestreiten oder als unecht erweisen müssen. Ein sauberes und fruchtbares Gespräch wird nicht möglich sein, ohne daß darauf ernsthaft eingegangen wird.

Die beschriebene Entwicklung während des Mittelalters lenkt den Blick auf einige bedeutsame, aber von uns gerne übersehene Tatsachen. Die aktive Beteiligung des deutschen Volkes in der Gemeinde an der Liturgie, seine Teilhabe an der Gregorianik in der lateinischen, strengen Form war sehr gering. Die Vorstellung, die deutschen Gemeinden hätten irgendwann die gregorianischen Ordinarien allgemein gesungen, trifft ganz sicher nicht zu und bedarf dringend der Richtigstellung. Es war zumindest lange nicht über das ganze Reichsgebiet selbstverständliche Übung. Das geht aus tausend Zeugnissen hervor; weithin sichtbar, aber durchaus nicht allein, aus dem Martin Luthers. Es erhellt auch aus den vielen Kompositionen mehrstimmiger „Messen“, die schon sehr früh auftauchen; „Messe“ im musikalischen Wortgebrauch bedeutet seit Ende des 13. Jahrhunderts das bloße Ordinarium. Diese Entwicklung hätte gar nicht einsetzen können, wenn diese fünf Messenteile zu singen Amt der Gemeinde gewesen wäre und nicht eines Chores, zunächst eines Klerikerchores. Schon der Kyrieruf

ist der Gemeinde sehr früh abgenommen worden. Sie hat sich, wie schon erwähnt, in den Reisen, also dem deutschen Kirchenlied, und den im Spätmittelalter auftauchenden Formen von entschiedenerem Sprechcharakter einen Erfass geschaffen. In ihnen hat es am Geist der Gregorianik tätig teilgehabt; wenn man so will, um den Preis ihrer ganzen Reinheit – aber das war wirkliche Teilhabe.

Wenn jedoch heute gegen die Fortsetzung der Eindeutschung der Gregorianik oder besser: bestimmter Bereiche der Gregorianik der Vorwurf erhoben wird, sie zerstöre das gregorianische Ethos und verhindere, daß das deutsche Volk in ein wirkliches Verhältnis zum gregorianischen Choral komme, so muß dazu gesagt werden, daß dieser Vorwurf von einer unzutreffenden Auffassung von dem tatsächlichen und möglichen Verhältnis unseres Volkes zur Gregorianik ausgeht. Wenn „in einem echten Verhältnis zu einer Sache stehen“ bedeutet, daß der Umgang mit ihr lebendige Wirkung ausstrahlen müsse, daß eine geistig-seelische Übereinstimmung zwischen ihr und dem wirklich Verstehenden da sein müsse, dann wird man in der Frage, wie weit die Gemeinde von heute den gregorianischen Choral voll und lebendig verstehen und singen könne, nicht sehr zuversichtlich sein, besonders wenn man bedenkt, welche Mühsal das Lateinische in dieses Verhältnis hineinbringt, daß also auch die sprachliche Unmittelbarkeit fehlt. Wer übersieht, daß so lange Zeit einer von Stil und geistiger Haltung der Gregorianik nur immer weiter wegführenden Musikgeschichte, daß die stete Gewöhnung unserer Ohren an den angestrengten Klangcharakter fast aller unserer Instrumente und an große Klangmassen, die Bevorzugung vitaler, akzentuierter Rhythmen vor allem auch in der modernen Gebrauchsmusik ein wirkliches Verständnis oft bis zur gänzlichen Unmöglichkeit erschwert, daß unser Volk weithin ja nicht einmal ein tieferes Verhältnis zum Kirchenlied hat, der setzt sich dem Verdacht aus, daß er sich von dem geistigen Umfang der Aufgabe, unser Volk zu einer wirklichen Aneignung der Gregorianik zu führen, gar keinen rechten Begriff machen kann. Sicher ist jedenfalls, daß das Volk keinen unmittelbaren Bezug zum gregorianischen Choral hat, auch nicht zu dessen germanischem Dialekt. Lebendige Tradition, wo sich im Volk eine solche gebildet hatte – es ist wie gesagt lange nicht überall im Reich dazu gekommen –, ist längst abgerissen. Solche Tradition, wie sie sich in dem

vielgenannten Kiedrich⁶⁶ erhalten hat, vermag aber auch eine ursprünglich vorhandene Fremdheit zu überwinden. Daß im gregorianischen Choral eine solche Fremdheit stark empfunden wird, hat sicherlich viele Gründe, historische, musikpädagogische; doch auch solche, die aus der Tatsache kommen, daß die Gregorianik Erbin mancher unserer eigenen Art nicht unmittelbar zugänglicher Kulturen ist. Übersehen kann das nur, wer bewußt die Augen davor verschließt. Das ist ebensowenig zu leugnen, wie die Tatsache, daß der gregorianische Choral auf die deutsche Musikkultur außerordentlich befruchtende Einflüsse ausgeübt hat und auch weiterhin, anscheinend sogar in steigendem Maße, ausübt. Wiederum ist es aber für das Verhältnis unserer Art zu ihm sehr aufschlußreich, wie unser Volk sich das fremde Idiom zurechtgefunden hat und was aus schöpferischer Verarbeitung dieses Einflusses entstanden ist, etwa im alten deutschen Kirchenlied, auch noch der Lutherzeit. Der musikalisch offene, gläubige Mensch weiß, welch kostbares, aus den unvergänglichen Kräften der am frühen Aufbau des Leibes der Kirche beteiligten Völker, vor allem der Antike, gespeistes Erbe die Kirche uns im gregorianischen Choral überliefert hat. Er wird andererseits gerade aus der Sorge um die so sehr geminderte Teilhabe unseres Volkes an den Heiltümern der Kirche sich den nüchternen Blick für das hier und jetzt Mögliche bewahren und auch die Bedeutung eines so ehrwürdigen liturgischen Reliktes wie Kiedrich nicht übersteigern. Nein, wenn die Aufgabe lösbar ist, so nur auf dem vom Mittelalter eingeschlagenen und von der beginnenden Neuzeit entschieden weiterbegangenen Wege.

Daß es die Reformation war, welche die durch das ganze Mittelalter zu verfolgende Eindeutschung in stärkstem Umfang aufgefangen und fortgesetzt hat, darf uns nicht daran hindern, ihr Recht anzuerkennen. Diese Bewegung ist während des 18. Jahrhunderts auch in der katholischen Kirche Deutschlands wieder aufgenommen worden. Es ist viel zu wenig bekannt, daß Bischof Sailer an ihrer Spitze stand. Zwar ist der Versuch mit unzulänglichen Mitteln unternommen worden; doch ist gar nicht auszu-denken, welche weiteren Möglichkeiten Raum gewonnen hätten, wenn er durchgedrungen wäre. In der Romantik und der Restauration ist er dann völlig abgebrochen worden. Einer jener tragischen Brüche in der Liturgiegeschichte von tiefreichender, unheilvoller Wirkung.

Der Protestantismus ist an die Aufgabe unter künstlerisch weit günstigeren Bedingungen herangegangen als die Aufklärung. Er konnte an die mittelalterliche Tradition ohne Bruch anknüpfen. Es sei noch einmal betont: ohne Bruch und auch ohne etwas völlig Neues schaffen zu müssen, wenn auch die Eindeutigung nichtmetrischer Gesänge in großem Umfang erst durch ihn erfolgte. Wir werden die Erfahrungen, die aus dem Studium dieses von der Reformation geformten Gutes zu gewinnen sind, nutzen müssen. Es sind Stücke von bezwingender Herrlichkeit darunter. Eine einfache Übernahme kommt zwar aus mehreren Gründen nicht in Frage oder doch nur in ganz geringem Umfang. Aus dogmatischen weniger als aus historischen und ästhetischen. Zum Beispiel kann man eine so eigengeartete sprachliche Tradition nicht einfach auf einen anderen Boden verpflanzen. Dann warnt sogar das oben genannte Handbuch, das in dem Band „Altargesang“ eine überwältigende Vorstellung von dem großen Bestand an deutschem Sprechgesang gibt - Ordinarien, Proprien, Horen, Kasualien, feste Töne, Modelltöne -, vor einer unterschiedslosen Wiederverwendung des darin gesammelten Gutes. Er bringt z. B. auch solche Weisen, denen eine entwicklungsgeschichtliche Bedeutsamkeit zukommt, ohne daß sie für den heutigen Gebrauch geeignet erscheinen. Damit sind offenbar vor allem Stücke gemeint, die so entstanden sind, daß zwar die Texte übersezt worden, die Töne des Originals jedoch unverändert beibehalten worden sind. So rührend die Treue und die Pietät ist, die aus diesem Vorgehen spricht - auf diese Art können selten Gebilde entstehen, bei denen sich Wort und Weise zu einem neuen organischen Ganzen zusammensfügen. Allerdings ist die Warnung ebenso angebracht, das überlieferte Gut vorschnell abzutun oder gar zu ändern, wenn es dem heutigen Hörer nicht gleich beim ersten Mal eingeht. Es ist richtig und liturgisch gedacht, trifft auch unsere gegenwärtige Lage - die noch lange andauern wird - durchaus, daß alle diese Gesänge im regelmäßigen gottesdienstlichen Gebrauch erprobt werden sollen. Und erst da, wo dies geschehen sei, werde auch die Urteilsfähigkeit gewonnen, die für die Neuauswahl aus dem überlieferten Erbe notwendig ist, und die schöpferischen Kräfte geweckt, aus denen uns ein liturgischer Gesang ersprießen könne. Sicher ist, daß die benediktinischen Herausgeber eines römischen Vesperbuches - „für Gesang eingerichtet“ - einen falschen Weg einschlugen,

wenn sie dem lateinischen Text mit den gregorianischen Melodien einfach den deutschen Text unterlegen. Das ist ein unmögliches Vorgehen und kompromittiert leicht auch echte Bemühungen. Auch von Neuformungen, die hohen Ansprüchen gerecht zu werden suchen, wird manches wieder ausgeschieden werden müssen; aber wir müssen heute den Mut zur Erprobung haben, ohne welche Gütiges eben nicht entstehen kann.

Bei der Arbeit der Anpassung ist davon auszugehen, daß das melodische Original nicht in seinem wesentlichen Verlauf geändert werden darf. Es sind nur Änderungen gerechtfertigt, die der deutsche Sprachfall verlangt, sodaß sich „eine rechte deutsche Art“ ergibt. Andererseits kann der oberste Grundsatz nicht die unbedingte tonliche und rhythmische Gleichheit sein, sondern die Singbarkeit und die überzeugende Ganzheit von Wort und Weise des neuen Gebildes. Dabei muß sich die Sprache ebenso zur Melodie hin-suchen wie umgekehrt. Aber das Gelingen aber entscheidet nicht der Vergleich von Zeile zu Zeile, sondern der Eindruck des Ganzen. Man weist auf die Unvergleichbarkeit der deutschen und lateinischen Sprache hin, die ein solches Vorgehen nicht erlaube. Aber schließlich ist z. B. auch der Hexameter in die deutsche Sprache übernommen worden, der eigentlich eine quantifizierende Rhythmik voraussetzt und dessen Charakter durch die germanische akzentuierende Sprachrhythmik wesentliche Änderungen erfährt. Eine solche Rezeption geschieht aber doch wohl aus der Überzeugung, daß mit dem Gewand Helenas auch etwas von ihrem Wesen zurückbleibe. Die Aufgabe wird natürlich um so schwieriger, je reicher das melodische Original, je stärker ihre Verwurzelung in der Sprache ist. Die Übertragungen werden sich deshalb im allgemeinen auf die einfacheren Formen der Gregorianik beschränken müssen. In der protestantischen Praxis geht das Bestreben weithin dahin, syllabische Formen zu erzielen. Die geringsten oder gar keine Schwierigkeiten entstehen bei der Psalmodie, den Hymnen und Sequenzen. Daß diese Arbeit großes Können, Verantwortungsbewußtsein und Behutsamkeit erfordert, ist einsichtig. Im übrigen setzt eine solche Übertragung in eine andere Sprachwelt voraus, daß bei aller Innigkeit des Verhältnisses von Wort und Melodie diese doch eine neue, wenigstens ähnlich enge, fast nahtlose Verbindung mit dem ursprünglich fremden Wort eingehen kann. Analogien gibt es dafür: z. B. die Übertragung von Opern in andere Sprachen.

Auf alle Fälle ist zu sagen, daß die meisten der so gewonnenen Gesänge, wenn die Einheit geraten ist, in ihrem Rang hoch über fast allen bisherigen Versuchen stehen, rein mit den künstlerischen Mitteln unserer Zeit Brauchbares zu schaffen, mit Ausnahme weniger Arbeiten, z. B. derer, die Christian Lohusen vorgelegt hat. Von diesen Werken ist gesagt worden⁴⁷, in ihnen sei zum ersten Mal das Problem einer deutschen Gregorianik vorbildlicher Weise gelöst worden. Diese Versuche, neue Töne zu den liturgischen Texten zu finden, sind außerordentlich zukunftsträchtig und müssen sorglich gepflegt werden. Aufnahme alten Gutes zur Bildung deutschen Sprechgesangs und solche neuen Formungen dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Beide Wege können zugleich begangen werden. Und es wird eine lange Zeit der Bewährung nötig sein, bis das Bleibende erkannt und gesichert ist.

In diesem Zusammenhang stellt sich noch eine andere bedeutsame Frage, die im katholischen Bereich noch nirgends wirklich angefaßt worden ist: es handelt sich um die Gegenwartsbedeutung des germanischen Choralidialekts. Daß dieser Dialekt, der bis tief in die Neuzeit hinein gesungen wird, z. B. in Niedrich noch heute gestattet und der durch die tridentinische Reform zugunsten des römischen Dialekts langsam verdrängt worden ist, eine melodische Eindeutschung des gregorianischen Chorals von der allerorganischsten Art darstellt, liegt offen⁴⁸. Sie ist möglich gewesen nur in einer Zeit, die eine schriftliche Festlegung der melodischen Bewegung nicht oder nur in Andeutungen gekannt oder gebraucht hat. Verlangt es nicht der Ernst der Aufgabe, für den deutschen Sprechgesang wieder auf diesen Dialekt zurückzukehren? Es soll hier darauf hingewiesen werden, daß 1927 ein katholischer Missionar in der Zeitschrift für Missionswissenschaft in einem Aufsatz über die missionarische Akkommodation im gottesdienstlichen Volksgesang für Kulturkreise von vorwiegend pentatonisch, diatonischer Melodik, z. B. die Südseeinseln, geraten hat, auf den germanischen Dialekt zurückzugreifen ...

Es bestehen gewiß Gründe, den römischen Dialekt auch für den deutschen Sprechgesang beizubehalten. Andererseits darf man sich die Entscheidung doch nicht so leicht machen. Denn im germanischen Dialekt haben immerhin Generationen von Sängern, die fest in der Kirche und ebenso fest

in ihrem Volkstum standen, in ungebrochener und ganz undoktrinärer Sicherheit den gregorianischen Choral zu ihrem Idiom zurechtgesungen. Was das bedeutet, kann nicht leicht überschätzt werden. Es hält sehr schwer, auf den Hinweis, daß zur deutschen Sprache die aus der Auseinandersetzung mit deutscher Art gewachsene Melodik gehört, Stichhaltiges zu erwidern.

Auch eine andere Überlegung drängt zur Rückkehr zum germanischen Dialekt für die Volksliturgie. Die Sorge, bei stärkerer Ausbreitung der „übertragenen“ Melodien könnte die Unversehrtheit der vatikanischen Fassungen in der praktischen Übung gefährdet sein, ist sicherlich nicht grundlos. Eine deutliche Abhebung und Unterscheidung der in beiden liturgischen Bereichen gebrauchten Melodiefassungen wird diese Gefahr zwar nicht ausschließen, aber doch wesentlich verringern.

Doch sei die Frage hier nur angedeutet, damit Umfang und Ernsthaftigkeit der Aufgabe deutlich wird und auf die Ahnungslosigkeit ein wenig Licht fällt, mit welcher heute von vielen Aktivisten und anderen Unberufenen an diese Dinge herangegangen wird.

Zur Gestalt der volksliturgischen Messfeier

Wir haben im Vorangegangenen von den Aufgaben gesprochen, die mit der Notwendigkeit gegeben sind, der Gemeinde die Erfüllung ihres liturgischen Amtes ganz und echt zu ermöglichen, von den Elementen dieser Gottesdienste. Wir werden nun noch kurz einige Fragen behandeln müssen, die die Gestalt der Gottesdienste selbst betreffen. Für Vesper und Komplet entstehen keine Schwierigkeiten wesentlicher Art, da sie für die Gemeinde ganz ins Deutsche übertragen werden dürfen, wenn man aus den früher dargelegten Gründen auch davon absehen wird, sie der Gemeinde ganz unverändert vorzulegen. Anders verhält es sich jedoch mit der volksliturgischen Feier der heiligen Messe, die in bestimmten Teilen strikte an die lateinische Sprache gebunden ist. Die durch offizielle Bestimmung, Überlieferung und Struktur maßgebende Form der Messfeier ist ohne Zweifel das lateinisch-gregorianische Hochamt; es wird immer Maßbild bleiben und bei feierlichen Anlässen in strenger Form begangen werden müssen, damit es seine Funktion, Maßgestalt für die Form der Partizipation zu sein, erfüllen kann. Merkwürdigerweise werden nun gegen die von dieser Maßgestalt am weitesten entfernten Formen der Partizipation die wenigsten, gegen die ihr am nächsten stehenden Formen die meisten Einwände erhoben. Nach ihnen darf eine Gemeinde während der Messe ruhig Privatandacht halten oder den Rosenkranz beten, nicht aber in deutscher Sprache das Ordinarium oder gar das Proprium übernehmen und sich sonst bemühen, einen möglichst engen Anschluß an das Tun und Beten des Priesters zu erreichen und überhaupt die Feier durch Einsatz und Aktivierung aller ihrer Kräfte möglichst lebendig und sinnvoll auszuformen. Eine solche Haltung ist durch nichts zu rechtfertigen; sie würde, wenn sie sich durchsetzte, jeden Fortschritt in der liturgischen Arbeit an der Gemeinde unmöglich machen.

Das Hochamt sei Maßgestalt: das bedeutet u. a. auch, daß wir aus ihm die verschiedenen Schichtungen und Bezüge in ihrem Aufbau erkennen müssen, lernen müssen, was tragend und wichtig ist, was zurücktreten

kann; was der Gemeinde, was dem Priester zugehört; und hier wiederum, was dem Priester in seiner priesterlichen Funktion zukommt und was mehr persönlichen Charakter hat, etwa Vorbereitung oder Andacht ist. Das Hochamt zeigt eine deutliche Teilung der Funktionen; es unterscheidet zwischen Gebeten, Lesungen und Handlungen, die der Gemeinde gehören, sich an sie richten, von ihr aufgenommen, beantwortet, gebetet, getan werden müssen, bei denen teilweise auch der Priester Hörer, nicht Verkünder ist; und von solchen Teilen und Gebeten, die ausschließlich dem Priester zugeteilt sind. Die volksliturgische Gestaltung der Eucharistiefeier muß grundsätzlich vom richtig begangenen Hochamt als Vorbild ausgehen. Es geht also nicht an, daß die Gemeinde unterscheidungslos mehr oder weniger alles laut mitbetet, wie es zu den Anfangszeiten der liturgischen Bewegung oft geschah und wie man es auch heute noch erleben kann. Das ergibt auf die Dauer eine unerträgliche Mechanisierung des gemeinsamen Betens, der man dann bald am liebsten in die Stillmesse entrinnt. Eine solche Praxis ist zu verstehen als erste Stufe einer Entwicklung; diese darf aber nach vielen Jahren der Erfahrung und des Wachstums höchstens noch propädeutischen Sinn haben. Falsch, solche Stufen, wie es weithin geschieht, unkritisch und unbesonnen festzuhalten, statt in Erkenntnis des Anfangscharakters unserer Versuche eine zu frühe Gültigkeitserklärung bestimmter Ergebnisse zu scheuen und vielmehr wachen Herzens und Geistes darauf zu hören, was das wachsende und zu pflegende Bewußtsein von der Würde der Gemeinde für die Begehung der Liturgie durch sie zu lehren hat! Was wissen wir schon davon, wie lebendige Gemeinde, deren liturgisches Selbstbewußtsein vom Auftrag und der Vollmacht des Herrn gespeist ist, Gottesdienst feiert! Welch stille Gewalt muß darin wirken! Eine erste Lösung, die den grundsätzlichen Forderungen und Bestimmungen der Kirche genügen kann, zeichnet sich dahin ab, daß zwischen Priester und Gemeinde als Brücke eine Art Diakon eingefügt wird, ähnlich der Einrichtung, die in den orientalischen Liturgiegebieten und auch im galizisch-spanischen das Auseinanderfallen von priesterlicher Opferhandlung und Gemeindetun verhindert hat. Denn daß der Priester eine stille Messe liest, während die Gemeinde davon gänzlich getrennt das Ihre hört und tut, höchstens durch eine äußerliche Synchronisierung mit der Messe des Priesters verbunden ist, das ist keine echte Lösung! Im übrigen mag dar-

auf hingewiesen werden, daß ja anfangs die Lesungen ebenfalls nicht vom Zelebranten selbst gesprochen worden sind, sondern von einem Lektor, einem Geistlichen oder einem gebildeten Laien, und zwar nicht in einer fremden Sprache und vom Volk abgewendet, sondern auf lateinisch und griechisch, was alle verstanden, und zur Gemeinde hin, wie es die Verkündigung verlangt und wie man auch sonst zu tun pflegt, wenn man zu jemand spricht ... Welch eine Abstraktion, welche ein Zerfall der ursprünglichen, sinnvollen Form ist doch die heutige Praxis, in welcher der Priester in einer fremden Sprache der Gemeinde das Wort der frohen Botschaft zu verkündigen vorgibt und sie nicht einmal in den Blick faßt! Dieselbe Abstraktion, die die Austeilung der Hostie bedeutet, von welcher vorgegeben wird, hier geschehe „Mahl“, während in Wirklichkeit an einer Schranke mit einem Knieschemel eine „Abpeisung“ – das Wort, in Süddeutschland dafür gebraucht, ist bezeichnend – vorgenommen wird. Es ist hier wie überall im Bereich der heutigen Sakramentenspendung: das Genügen an dem gestaltlosen oder geradezu gestaltwidrigen, für die Gültigkeit gerade noch notwendigen, auf den Grenzfall hin definierten Mindestmaß hat alle lebendige Gestalt, alle ursprüngliche und erlebbare Handlung, alle anschauliche, im Tun, Schauen, Hören, Sprechen und Singen verwirklichte Form zerstückt⁴⁹. Die Folge ist eine gerade um die unmittelbar anschaulichen, in ihrer Sinnbildhaftigkeit überzeugenden, sinnoffenbarenden Elemente reduzierte, fragmentarische, gespenstische Abstraktionsform; ein „Gnadenmittel“ jedes Sakrament; die Messe ein Etwas zur Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi ... Aber kehren wir zurück!

Die Ablehnung solcher Formen wird meist mit der Sprachmischung begründet, die so entsteht. Darauf geben die folgenden Erwägungen P. Jungmanns⁵⁰ eine richtige Antwort: „Ein Einwand, der gegen eine solche Messfeier erhoben werden kann, ist der einer unnatürlichen Sprachmischung. Wenn der deutsche Gesang aussetzt, antwortet man dem Priester, der seinerseits bei den Formen der *Missa lecta* bleibt, auf das *Domine vobiscum* mit dem *Et cum spiritu tuo*, worauf der Vorbeter wieder deutsch die *Oratorien* liest usw. Vielleicht sind wir hier zu ängstlich. Die Sprachmischung ist ja schon da, auch vor unserer deutschen Chormesse oder Betungmesse. Auf die lateinische *Oration* antworten wir mit dem hebräischen *Amen*; und das *Kyrie eleison* ist griechisch. Was organisch wächst,

ist immer natürlich und sachrichtig. Ein beruhigendes Beispiel einer durch-
aus natürlichen Sprachmischung bietet die koptische Liturgie, die heute, ab-
gesehen von den hebräischen Elementen, neben dem Koptischen der Prie-
stergebete und dem Arabischen der Lesungen gerade für den Dialog mit
dem Volk das Griechische beibehalten hat, das also unserem Latein ent-
spricht. Wir haben hier also ein Gefüge aus drei Sprachen und doch zu
einem einzigen Bau organisch emporgewachsen, die Stufen seines Wer-
dens bis heute sorgfältig während, mit jener Pietät, die liturgischen Ge-
bilden gewidmet wird."

Wie im einzelnen die Ordnung einer solchen Messe aussieht, mag in dem
schon erwähnten volksliturgischen Sonderheft der „Werkblätter“ (1937/38,
4/5) oder in dem schönen Aufsatz von Heinrich Kahlefeld in dem Sam-
melband „Die Kirche und die Welt“⁵¹ nachgelesen werden. Man wird
von einer solchen Eucharistiefeier nicht mehr sagen können, die Verbin-
dung von Altar und Gemeinde und damit auch die Stellung des Prie-
sters“ werde im Bewußtsein des Volkes allmählich gelockert⁵².

Kirchenmusikalische Lage und Aufgabe

Unter den bisher genannten Partizipationsformen fehlt diejenige, die auch heute noch im deutschen Bereich eine hervorragende Stelle einnimmt: diejenige, bei der dem Kirchenchor eine Hauptaufgabe zufällt, indem er anstelle der Gemeinde die Ordinarien mehrstimmig singt. Soll denn der Kirchenchor, bisher weithin Vorträger der stummen Gemeinde im Amt, nun keine Funktion mehr haben oder bloß noch am Rande des gottesdienstlichen Lebens eingesetzt werden? Wir werden uns also noch mit dem Verhältnis der mehrstimmigen Kirchenmusik zur Volksliturgie zu beschäftigen haben.

Die Besinnung auf die eigentlichen und wesentlichen Aufgaben eines Kirchenchores in der Liturgie ist in den letzten Jahren unleugbar stark gewachsen. Andererseits muß man feststellen, daß sich praktisch in der Arbeit der Kirchenchöre in der Breite wenig geändert hat. Das hat mehrere Gründe. Der Hauptgrund ist darin zu suchen, daß, aufs Ganze des kirchenmusikalischen Lebens gesehen, die Einsicht immer noch sehr fern ist, daß auf diesem Gebiet eine Änderung von der Wurzel her notwendig ist, daß unser ganzes kirchenmusikalisches Leben nicht nur einer Reform, sondern eines völligen Gestaltwandels bedarf. Es scheint mit der Institution des Kirchenchores wirklich so zu sein wie mit dem reichen Jüngling im Evangelium: ein Kamel geht leichter durch das Nadelöhr als – im allgemeinen – ein Kirchenchor durch die Pforte der Selbstverleugnung, die der echte Dienst in der Liturgie von ihm fordert; je reicher an Können er ist, desto schwerer fällt ihm diese Bescheidung, ohne die seine Arbeit und sein Dasein, liturgisch betrachtet, nicht sehr viel Wert besitzt, ja sogar je länger je mehr zu einem der am schwersten zu überwindenden Hemmnisse für die liturgische Aktivierung der Gemeinde wird. Warum?

Das Singen in der Kirche könnte eines der wirksamsten Mittel sein, die Passivität der Gemeinde in der Liturgie zu überwinden; ihr zu helfen, aus vielen Einzelnen ein vor Gott betendes, handelndes, feierndes Gesamt zu werden; der mystischen Wirklichkeit „Gemeinde“ in überzeugender

Sichtbarkeit und Hörbarkeit Ausdruck und Darstellung zu geben und so dem Wort des Herrn Gehorsam, Lob und Dank zu erweisen. Wie sieht es in Wirklichkeit damit? In Wirklichkeit ist die Gemeinde durch den Kirchenchor in seiner heutigen Gestalt und Wirkweise gerade im sonntäglichen Hauptgottesdienst ihres „Amtes“ und ihres Erstgeburtsrechtes beraubt und durch ihn in ihrer Passivität geradezu festgehalten.

Der Kirchenchor von heute ist kein legitimer Nachfolger der alten liturgischen Schola. Seine geistigen Verwandten sind die Gesangsvereinigungen, die Dratorienvereine vor allem, die ja im protestantischen Bereich meist mit dem Kirchenchor zusammenfallen. Und seine Vorfahren sind die Chöre der bischöflichen und städtischen Großkirchen und der fürstlichen Residenzen, die in einer bezeichnenderweise sehr liturgiefernen Zeit, dem Barock, ihre große Blüte erlebt hatten. Entstanden also im Grunde aus dem Bedürfnis der Repräsentation, der Selbstdarstellung. Und das Repräsentationsbedürfnis ist auch heute noch in vielen Formen allzu ausschlaggebend für die Arbeit der Kirchenchöre, sogar der kleinsten Landchöre. Die subjektive „gute Meinung“ von Dirigenten und Sängern und ihre vorbildliche Opferwilligkeit sollen damit durchaus nicht verkleinert werden. Aber alle gute Meinung und alle theoretischen Zielsetzungen haben bis jetzt nicht vermocht, das Gesetz, nach dem der Kirchenchor angetreten ist, unwirksam zu machen und ihn einem anderen, wirklich liturgischen zu unterstellen; am wenigsten natürlich solche wie „Erbauung der Gläubigen“, „Verschönerung des Gottesdienstes“. Die ausgesprochene Konkurrenzhaltung zu den anderen Chören einer Stadt und der Diözese ist noch ein harmloses Zeugnis für die Wichtigkeit dieser Kennzeichnung. Deutlicher spricht das Musikgut unserer Chöre. Die Auswahl der Werke und die Einstellung zu ihnen wird von vorwiegend musikalisch-stofflichen, technischen oder ästhetischen Gesichtspunkten bestimmt. Maßgebend ist auch hier der Gesichtspunkt der repräsentativen Wirkung. Eine einstimmige, vielleicht gar deutsche Messe zu singen, das ist unter der Würde eines tüchtigen Kirchenchores. Und in dieser Auffassung wird er oft genug vom Pfarrer unterstützt. Ein solches Beginnen würde einen völligen Wandel der Musikgesinnung voraussetzen, zu dem heute bei sehr vielen Chören noch keine Bereitschaft da ist. Was würde es auch ohne diese nützen, wenn ein Chor, etwa weil es modern ist, eine gregorianische Choralmesse singen

würde? Ein rein musizierstofflicher Vorgang, und sonst bleibt alles beim Alten. Etwas Vertrautes und vielleicht Bekanntes ist mit etwas sehr, sehr Fernliegendem vertauscht worden, bei dem man nicht recht warm wird, und die auf die Musik hörenden Teile der Gemeinde wie der Chor sind froh, wenn der unbefriedigende Eindruck durch eine mehrstimmige „Einlage“ wettgemacht werden kann. Für die Fastenzeit, wo man sich der guten Dinge etwas enthalten soll, schließlich wohl geeignet, oder auch für ein Requiem . . . Und dann muß wenigstens eine wirkungsvolle Orgelbegleitung die Dürftigkeit einer solchen Musik etwas verdecken.

In der Kirchenmusik darf es primär nicht um Musik gehen. Kirchenmusik ist leitourgeia, Dienst also. Das ist oft gesagt. Ob nun aber wirklich danach getan wird, besser: ob dieser Satz die Gesinnung des Kirchenmusikers wird und er aus ihr die Verbundenheit mit der Gemeinde, die Offenheit des Blicks für das liturgisch Eine Notwendige, die innere Freude und Kraft gewinnt, das ist für die Zukunft der Kirchenmusik und die liturgische Bildung des Volkes entscheidend. Davon wird es auch abhängen, ob die liturgische Erneuerung des gottesdienstlichen Lebens der Gemeinde unter Mithilfe des Kirchenchores oder ohne ihn geschehen wird. Es gibt starke Strömungen, vor allem in der Jugend, die sich mehr oder weniger eindeutig gegen die Kirchenchöre überhaupt wenden, sei es durch offene Stel lungnahme, sei es durch die einfache Weigerung mitzusingen. Es wird kaum einen Chorleiter geben, der nichts davon spürte. Wenn auch der Verlust empfindlich wäre, den eine solche Selbstausschaltung und also der unaufhaltsame Verfall zur Folge hätte, so müßte man im Letzten dieser Jugend doch recht geben, denn was man verlöre, wären mehr musikalisch-künstlerische Werte als eigentlich liturgische. Wenn sich aber eine liturgische Erneuerung der Pfarrgemeinde durchsetzt, so werden von selbst auch wieder Chöre entstehen, die ihren Sinn wesentlich in der Liturgie sehen und daher auch eine neue Kirchenmusik begründen können.

Denn neue Kirchenmusik, das bedeutet ja doch primär keine Stillfrage; ist weder die Lösung der Frage, wie die im profanen Musikleben neu gewonnenen Mittel musikalischen Ausdrucks (meist in gemäßigter, verharmloster Form) der musikalischen Kirchensprache dienstbar gemacht werden können, noch auch, wie eine Neubearbeitung des gregorianischen Chorals möglich ist. Man kann die vielen, ohne eine intensive Verbindung mit echtem

gottesdienstlichen Leben – wie selten ist das doch! – entstandenen Werke unserer Kirchenmusikverlage nur mit großer Skepsis durchsehen oder anhören. Musikalisch unendlich viel Mittel- und Minderwertiges, sehr wenig musikalisch Bleibendes, fast stets Abwandlungen der alten Formen und Themen. Modern problematisch oder musikantisch unbeschwert – im Grunde weitaus die Mehrzahl ohne echte, das heißt aber liturgische Notwendigkeit. Denn das scheint sicher: die Zeit einer großen Kirchenmusik, die den ihr von Wesen zukommenden Ort nicht um den Altar hat, sondern auf der hinteren Empore oder gar als freies Werk im Konzertsaal, ist für eine Weile vorüber. Und es ist gar nicht gut, wenn sich manche Leute so sehr um solche Kirchenmusik bemühen. Für uns ist jetzt nicht die Zeit des Auslangens, sondern des Einholens, der Rückführung des Zerstreuten und einer neuen engen Bindung des nur noch lose Zusammenhängenden an die lebendige und lebenerneuende Mitte, die für die Kirchenmusik das Lob- und Dankopfer der Gemeinde ist. Die Voraussetzungen für neue Kirchenmusik müssen erst entstehen. Das geschieht im Maße als neue Gemeinde wird und dabei Musik ins Spiel gesetzt wird. Gemeinde und schaffender Musiker stehen also in gegenseitiger Abhängigkeit, in einer Wechselwirkung; das auf eine wirkliche Not der Gemeinde antwortende Werk des Musikers hilft dieser wieder voran. So entsteht neue Kirchenmusik, anders nicht. Auch nicht allein, indem wir beten, „damit der Heilige Geist unsere Herzen immer mehr entzünde und entflamme, und damit unsere Glaubens- und Liebesglut unsere Kompositionen und Auführungen durchpulle und in die Herzen der Gläubigen dringe“. Das bleibt völlig im Bereich der Einzelseelen stecken und stößt nicht zur Gemeinde durch. Der schaffende Kirchenmusiker wird wieder wie einst der in der Gemeinde tätige Musiker sein. In den vergangenen Zeiten hat bei der Liturgielektur der Gemeinde auch der von ihr angestellte Musiker keine echte liturgische Musik geben können; er hat daher im allgemeinen stilmäßig eher Dramen komponieren können – eine schöne Aufgabe, wenn auch heute weniger als je lebensnotwendig –, keine „Kirchenmusik“. Ob die kommenden Zeiten uns so wirklich eine neue, der früherer Jahrhunderte der Kirche ebenbürtige Kirchenmusik bringen werden, kann also niemand voraussagen. Die Schöpfungen des 14. bis 17. Jahrhunderts hatten zur Voraussetzung eine Zeit relativer Kultureinheit – wir sehen

wenig Zeichen, die uns zu solcher Hoffnung berechtigen. Und daß Gott seiner Kirche ein zweites Mal die musikalische Begnadung der ersten christlichen Jahrhunderte schenken wird, können wir nicht erwarten. Die Hilfe, die neue, wirklich liturgische Musik dem liturgischen Leben der Kirche leisten kann, ist aber so bedeutsam, daß wir aus ganzem Herzen wünschen, die Erneuerung der Kirche möchte auch eine Erneuerung der Kirchenmusik bedingen. Doch liegt das dann nicht mehr in unserer Hand, wenn das Anliegen, das wir mit ganzer Kraft vertreten, die Kirche und der Dienst Gottes ist.

Immerhin ist es nicht zu übersehen, daß es in der Tat eine Anzahl von jungen Musikern und Komponisten gibt, die die Aufgabe einer neuen Kirchenmusik als ihren Auftrag vernommen haben und ihre künstlerische Existenz als vollen, rückhaltlosen Einsatz daran wagen. Es sind wenige, aber sie sind da und sind führend⁵³. Das ist etwas Neues und gehört mit zu den wichtigsten und hoffnungsträchtigen Beobachtungen im christlichen Leben unserer Zeit. Gewiß, es hat immer Komponisten gegeben, die Werke für die Kirchen geschrieben haben, die auch in den Gottesdiensten aufgeführt werden konnten, also „heilige Musik“ waren, auch in den vergangenen Jahrzehnten; man denke nur an Heger und Bruckner. Aber auch diese beiden Namen können die Feststellung nicht verhindern, daß die musikgeschichtlich wichtigen Vorgänge und Entscheidungen sich seit Jahrhunderten nicht mehr im Bereich der Kirchenmusik abspielten. Faßt man den Begriff der Kirchenmusik streng, dann hatte das kirchenmusikalische Schaffen weder für die Wiener Klassik noch für die Kirchenmusik selbst integrierende Bedeutung, und auch im Fall Bruckner ist der Symphoniker geschichtlich bedeutsamer als der Kirchenmusiker. Aus der kirchenmusikalischen Produktion der letzten Jahrzehnte könnte aber eine solche „Entfräntigung des Glaubens“, ein derartiger Schwund an kultischer Substanz, daß sich darin dem wachen Ohr eine kommende Katastrophe nicht nur der Kirchenmusik ankündigte, wenn nicht ein vollkommener Wandel der Dinge eintrat. Meist tummelte sich der Kirchenmusiker in überlieferten Stil- und Ausdrucksformen. Der helllichtige W. H. Riehl stellte schon in den sechziger Jahren fest, für seine Zeit heiße in alten, abgestorbenen Formen schreiben kirchlich schreiben; wenn man recht geistlich sein wolle, müsse man altmodisch frisieren. „Dies beweist aber nicht, daß der geistliche Stil schlechtweg altmodisch sein

müsse, sondern lediglich, daß uns in der Kirche wie in der Kunst der naive Glaube abhandengekommen ist. Als man noch mauerfest in diesem Glauben stand, da dachte man noch an keine Unterscheidung weltlicher und kirchlicher Kunstformen; erst als man wandend wurde, trennte sich ein weltlicher Stil von dem kirchlichen; und als man jenen naiven Glauben gar verlor, da gliederte man vollends kirchliche, geistliche und weltliche Formen" (Kulturstudien⁵⁴). Auf katholischer Seite war zwar die moderne Richtung in der cäcilianischen Bewegung aus diesem kirchenmusikalischen Ghetto ausgebrochen; auch sie konnte jedoch der Kirchenmusik im Ganzen des Kunstlebens der Nation keine Elle zusetzen. Nicht nur, weil ihr die großen Begabungen fehlten und also ihrem ernsthaften und frommen Willen die wertvolle, überzeugende Leistung versagt geblieben ist: Die Aufgabe einer Erneuerung der Kirchenmusik war in Wahrheit für sie unlösbar, da sie eben von der Musik, von Problemen des Stils und der Mittel ausging, statt von Kirche und Kult. Auch persönliche Heiligkeit würde, selbst wenn sie sich mit musikalischer Genialität verbände, nicht genügen, um echte Kirchenmusik zu schaffen. Wo „Kirche“ als lebendige, die Frömmigkeit des Einzelnen wie alle Äußerungen der Gemeinde durchdringende und formende Macht geschwunden ist, da muß auch die leidenschaftlichste und musikalisch gekonnteste Bemühung um Kirchenmusik vergebens sein. So ist die Kirchenmusik in die allgemeine, oft beschriebene Krise des profanen Musiklebens hineingeraten, von dem sie ja ein Teil ist, das sie genau widerspiegelt – welcher Widerspruch zu ihrem eigentlichen Wesen und ihrer Aufgabe! Dieser Krise kann, wie immer wieder betont werden muß und wie heute sogar im profanen Bereich klarer gesehen wird, bloß von der Seite der Musik her nicht begegnet werden. Denn sie ist ja doch nur Auswirkung eines Lebens in viel tieferen Schichten. Jeder Versuch einer musikalischen Erneuerung, deren Sinn und Ziel Ludwig Weber mit dem Ausdruck „lebenverbundene Aktivität“ gut gekennzeichnet hat, bloß vom Musikalischen her, wird sich rasch als Irrweg erweisen. Die Kluft zwischen den untätig Hörenden und Genießenden und den ausübenden Musikern und ihrer Musik wird dadurch nicht überwunden, daß man Werke schreibt, in denen das Volkslied „besonders herangezogen“ und dann die gesamte Konzertbesucherschaft singend einbezogen wird. Das Volkslied, das alte wenigstens, im Konzertsaal – es gibt kein unfehlbarer wirkendes Mittel,

sein Wesen zu verfälschen, denn der rechte soziologische Ort gehört zum Eigentlichsten des Volksliedes. Und ein altes Kirchenlied dort – kann die so erreichte „musikalische Erneuerung“ mehr sein als, im besten Fall, eine Täuschung, im schlimmeren ästhetischer Snobismus? Die kürzlich erfolgte Umdichtung eines so verwendeten Kirchenliedtextes bestätigt diese Beurteilung. Daß solche Versuche von einem unserer echtesten, einem außerordentlich begabten Musiker gemacht werden, der zugleich ein tief sinniger Denker in Fragen der Kunst ist, wirft einen tragischen Schein über sie und zeigt die tiefe Ratlosigkeit einer aus den Bindungen und Formen geordneter Gesellschaft, organischen Volkstums und des Glaubens entlassenen Zeit. In dieser Krise steht also auch die Kirchenmusik. Es kann keine Rede davon sein, daß das, was heute vom Kirchenchor gesungen wird, eine „Darbietung der Gemeinde im Klang“ sei – was sie sein müßte. Vielleicht ist es falsch zu sagen, sie sei „auch“ in sie „hineingeraten“; ist die Kirchenmusik dem tiefsten Grunde dieser Krise doch näher als die profane. Ohne das Auseinanderbrechen der Gemeinde vor dem Altar in einen musikalisch und auch liturgisch tätigen und einen nur empfangenden Teil wäre in einem tiefen Verstande auch diese Krise des profanen Musiklebens nicht möglich gewesen. Noch tiefer freilich war daran schuld das Schwinden von „Kirche“ und „Volk“ als ungebrochener, das gemeinsame und einzelne Leben bestimmender und ordnender Wirklichkeiten. Soweit es um die Frage geht, ob und wie ohne Flucht aus der Zeit, etwa in überlieferte Stilformen, neue, liturgienahere Kirchenmusik möglich ist, darf sich der Kirchenmusiker dieser Krise nicht entziehen. Wenn die beteiligten Musiker sich wirklich mit ihr auseinandersetzen, so ist das ein gutes Zeichen, daß hier jene Entfrachtung des Glaubens einer offenen, zuverlässlichen, erobernden Gesinnung weicht. Daß aber der Gegensatz Virtuosität (im weitesten Sinne) – Talent auch die Kirchenmusik so tief berühren konnte, wie es in der Tat der Fall ist, das ist doch ein Verzicht über sie und ihre auch heute noch weithin bestehende Verfassung.

Manche Zeichen deuten nun darauf hin, daß die Wende nicht mehr fern ist, von der das Schicksal einer deutschen Kirchenmusik abhängt. Wir sind zurückhaltender als jene, die schon heute jubelnd einen neuen Tag echter Kirchenmusik von säkularer Bedeutung begrüßen. Wenn wir auch glauben, daß das Wiedererwachen der Kirche in den Seelen und den Gemein-

den im wesentlichen Gottes überwältigendes Geschenk ist oder aber es Traum oder Wunsch bleiben wird, so ahnen wir doch, daß die Kirche unserer Tage dieses Geschenk wird erwerben und daß auf dem Wege dazu manche schmerzliche Entscheidungen werden getroffen und ausgehalten werden müssen. Einstweilen aber wird auch im Bereich der Kirchenmusik um diese Entscheidungen noch gekämpft und muß der Ausgang also abgewartet werden, bevor ein Urteil über ihren Weg gültig sein kann.

Dieser Weg wird immer wieder gefährdet durch eine ihrem Wesen unangemessene Zielsetzung: wenn Kirchenmusik „über den Rahmen einer gottesdienstlich-liturgischen Gebrauchsmusik“⁵⁵ hinausstrebt „jenen Bezirken zu, wo die unverlierbaren geistigen Besitztümer der ganzen deutschen Nation ruhen“, wenn sie von vorneherein die Absicht hat, „mit an der Avantgarde der deutschen Kunst“ zu marschieren, so ist die Gefahr einer Verfälschung der wesenhaften Voraussetzungen kirchenmusikalischen Schaffens groß, und sie ist um so ernster zu nehmen, als man eben daran ist, diese Voraussetzungen wieder zu entdecken. Der Kirchenmusiker, der anderes will als mit seinem Schaffen seinen Dienst am Altar zu leisten, der idealistisch über diesen Dienst „hinaus“ strebt, dem er also möglichst rasch zu sprengende Enge ist, dessen Schaffen zu Kirche und Gottesdienst nur in einer Art Zweckverhältnis steht, der also in der Liturgie für sich selbst und sein Tun nicht die höchste Sinnerfüllung sieht, der über Gottesdienst und Kirchenraum hinaus nach dem Konzertsaal schießt (oder, was auf dasselbe hinauskommt, den Kirchenraum zum Konzertsaal „ausweiten“ möchte) – dieser Kirchenmusiker scheint uns der Vergangenheit anzugehören. Wir reden keineswegs einer grundsätzlichen, scharfen Trennung der Lebensgebiete das Wort und halten es für hochbedeutsam, daß die Zeit eines unfruchtbaren musikalischen Kirchenstils überwunden ist, der unecht, unfromm, unkräftig und durchaus unliturgisch war trotz seiner behaupteten Liturgizität, kommt doch gerade in diesem Gebrauch abgelebter Stilmittel – wie übrigens auch in der Nachahmung moderner um jeden Preis – zum Ausdruck, daß Welt, Zeit, Volk, zuletzt also der reale Träger des liturgischen Aktes nicht ernst genommen worden ist, was doch das eigentliche Anliegen der volksliturgischen Bewegung ist. Wir halten es für gut und notwendig, die völkische Verpflichtung und Bedeutung der Kirchenmusik, wie übrigens auch der Kirchenchorarbeit, klar zu sehen, notwendig für Volk wie für Kirche.

Aber die Kirchenmusik wird auch diese Aufgabe heute nur dann erfüllen können, wenn sie ihre eigentliche Aufgabe in ihrem ganzen Umfang und in ihrer ganzen Tiefe ernst nimmt und also zunächst „nur“ ehrlich und tüchtig ihr liturgisches und gemeindliches Amt versieht.

Der Wille dazu ist heute da und dort festzustellen. Untrügliches Zeichen dafür ist, daß die Besinnung über das Wesen der Kirchenmusik bei beiden Konfessionen deutlich um die Frage zu kreisen beginnt, was Kult und also Kultmusik sei. Da diese Frage groß auch hinter vielen der Probleme steht, die wir hier behandelt haben, da es wenig Themen gibt, die durchzubringen nötiger wäre als dieses, sei es in diesem Zusammenhang gestreift. In „Musik und Kirche“⁵⁰, der bedeutungsvollsten protestantischen Kirchenmusikzeitschrift, wurde vor einiger Zeit die Frage in der Form behandelt, welchem Bereich die großen Werke der protestantischen Kirchenmusik zuzuordnen seien, dem wirklich liturgischen oder dem (christlich) religiösen. Daß diese Frage in den führenden protestantischen Kirchenmusikzeitschriften überhaupt gesehen wird, ist ein Zeichen für den Tiefgang der liturgischen Bewegung auch dort. In einer Untersuchung vertrat einer der Beiträger, ein bekannter Kirchenmusiker und Komponist, den Satz, daß die Gregorianik die einzige kultische Musik des christlichen Gottesdienstes sei. Diese These mag in einer protestantischen Zeitschrift überraschen. In Wirklichkeit führen seit langem alle Bemühungen, den Begriff des „Liturgischen“, des „Kultischen“ für die Kirchenmusik wieder fruchtbar zu machen, auf sie zu; vor allem ist auch für den schaffenden Musiker der gregorianische Choral wieder eine durchaus lebendige, zeugende musikalische Mächtigkeit geworden. Diese These ist, wie zu erwarten war, in der genannten Zeitschrift in einigen Entgegnungen bestritten worden. Mit Recht, was die sehr ansehbare Begründung dieses Satzes anlangt. Man kann dieses ganze Knäuel von Fragen nicht zu entwirren unternehmen, ohne auch dafür vom Mittelpunkt des Kultes auszugehen, der das Mysterium des Opfers Christi ist. Es ist sicher richtig, daß der gregorianische Choral die einzige schlechthin kultische Musik ist, der einzige wirklich und wahrhaft liturgische Gesang. Das ist jedoch die Feststellung eines Sachverhaltes: es gibt keinen anderen Gesang, der so vom Hauch des Geistes durchwirkt ist, welcher der Heilige heiligt; der sich aus dem innersten Wesen der Kirche, ihres Denkens und Betens aufschwingt; der in dieser Nähe zum Mysterium steht wie der gre-

gorianische Choral. Es ist aber keine absolute, für alle Zukunft gültige Aussage; darf nicht als Verabsolutierung der Formungen einer Zeit verstanden werden, die, so groß sie immer gewesen ist und so bezwingend und allgemeingültig ihre Werte sein mögen, doch eben eine Epoche der christlichen Entwicklung ist, der ja auch die Kirche in ihren Gliedern und Schöpfungen anheimgegeben ist. Dem gregorianischen Choral kommt so wenig der Rang einer Offenbarung zu, wie J. S. Bach der Rang eines „fünften Evangelisten“, wie er genannt worden ist. Das muß sehr klar gegen die Auffassungen und Forderungen einer Gruppe von Gregorianikern gesagt werden, die jede andere Musik am liebsten aus der Kirche verweisen möchten. Die Kirche hat zwar den Choral als maßgebend für alle liturgische Musik aufgestellt; sie hat jedoch nie gefordert, daß das liturgische Wort nur mit den Melodien des gregorianischen Chorals gesungen werden dürfte, und hat ausdrücklich eine wenigstens sekundäre, abgeleitete Liturgizität anerkannt. Was aber Palestrina gegenüber recht ist, muß grundsätzlich jedem anderen Musiker gegenüber, dessen Schaffen aus echtem liturgischem Geist kommt, billig sein. Man darf wohl glauben, daß das Charisma des Heiligen Geistes, das die gnadenhafte Voraussetzung liturgischen Schaffens ist, nicht nur auf bestimmte Zeiten und Kulturen ausgegossen wird; daß die ganze Fülle und Tiefe des kirchlichen Bewußtseins nicht dem Schaffen nur einer Epoche der Heilsgeschichte vorbehalten ist. So sind wir gewiß, daß auch das deutsche Wesen zum innersten Dienst am Heiligum gelangen und dort die tiefste Berührung mit dem lebendigen Christus erfahren wird, in welcher das Heil gegeben ist. Diese Hoffnung steht hinter unserem Eintreten für deutsches Singen, für neue Kirchenmusik und also die Bestärkung deutscher Art auch und gerade vor dem Altar; denn neue Kirchenmusik stellt, soweit sie echt ist, das heißt hier: musikalische Sprache dieser Zeit und dieses Volkes ist, eine außerordentlich wichtige, tiefreichende Form der Partizipation an der Liturgie der Kirche dar. Es ist jedem Deutschen, der im deutschen Kirchenlied, in der Musik Heinrich Schüzens und J. S. Bachs seine deutsche Art vor Gott getragen empfindet und die innige Gottesberührung darin fühlt, sehr schmerzlich, daß sich dieses Stück deutscher Glaubensgeschichte, während welcher eine kirchenmusikalische Hochblüte das religiöse und musikalische Volksleben ganz und gar durchwirkt und für die Durchchristlichung deutscher Kultur durch zweieinhalb Jahr-

hunderte Außerordentliches geleistet hat, außerhalb des Mysteriums vollziehen mußte; er erkennt in diesem Schicksal den Grund dafür, daß auch diese fromme und gläubige Musik nicht überall der Gefahr entgangen ist, in der Geistliche Musik vor aller anderen Kunst steht: ins kosmisch Religiöse abzugleiten. So ist es ihm ein großes Anliegen, daß jene Musik auch im Raum der katholischen Kirche eine Heimat finde, damit dadurch auch eine Trennung weniger und eine Gemeinsamkeit mehr werde im deutschen Volk und in der Kirche. Zugleich aber besteht die Verpflichtung, an der entscheidenden liturgischen und kirchenmusikalischen Wende, an der wir uns befinden, alles zu tun, damit nicht zwangsläufig wieder eine ähnliche Entwicklung einsetzt, die nun aber an ihrem Ende gewiß nicht mehr christliches Zeichen tragen würde, wenn sie nicht von der Kirche und dem Altar in Pflicht genommen wird.

Theoretisch hat es der katholische Kirchenmusiker leichter, auf solche Fragen eine Antwort zu geben. Die Wirklichkeit der kirchenmusikalischen Praxis zeigt aber, daß die Hemmnisse einer erstarrten oder einer liturgisch fehlgegangenen Tradition nicht weniger stark sind als diejenigen, mit denen der evangelische zu kämpfen hat, der vor dem Durchstoß zum Kultischen steht. Das kirchenmusikalische Leben im Protestantismus ist heute ungemein strömend, jung und aller Hoffnungen voll, ein lockendes Feld für produktive und reproduktive Musiker. Das läßt sich noch nicht in gleicher Weise von der katholischen Kirchenmusik sagen, wenn auch hier lebendige Kräfte, Kreise und Chöre am Werke sind und auch Begabungen nicht fehlen. Die protestantische Kirchenmusik hat aus der Begegnung mit der Volksmusikbewegung stärkste Antriebe empfangen; ihr ist es gelungen, große, religiös zunächst ungebundene Kreise und Kräfte aus dieser für unser Volk so unschätzbaren Bewegung zu binden. Daß das in der katholischen Kirche längst nicht in dieser Breite geschehen ist, sei hier nur festgestellt. Die Gründe sind für die heutige Struktur des katholischen kirchenmusikalischen Lebens sehr aufschlußreich.

Da viele Züge der neuen protestantischen Kirchenmusik von höchster Bedeutung auch für die katholische sind, die gleichen auch in einigen ihrer Werke festzustellen sind, wenn auch noch nicht so durchschlagend, seien die wichtigsten hier genannt. Am bedeutsamsten ist wohl, daß der Kirchenmusiker zur wirklichen Gemeinde zurückgefunden hat und sich mit fast erstaun-

licher Hefigkeit zu ihr und ihrem Dienst bekennt. Das entsprang bei vielen zunächst bloß der tiefen Ratlosigkeit des vor allem in seiner Situation als Künstler aus allen Bindungen entlassenen Einzelnen, der mit seinem Können und seiner Kunst nicht wußte wohin und dem sich hier ein lockendes Tätigkeitsfeld bot. Hier war feste Gemeinschaft mit geordneten Geiern und Festen, die seiner bedurfte, die ihm Anreiz zum Schaffen gab und wo er seine Grunderfahrung von der Musik als einer sozialen Mächtigkeit ersten Ranges ins Werk umsetzen konnte. Wieviele von ihnen den christlichen Kult nur als einen Sonderfall des allgemein Kultischen ansehen und in dieser Schwebe bleiben, darüber seien hier keine Erwägungen angestellt. Sicher ist, daß der sich ausprägende Stil der protestantischen Kirchenmusik durch ein außerordentlich intensives Verhältnis zum Wort bestimmt ist. Das ist nicht allein aus der protestantischen, religiösen und musikalischen Tradition zu erklären. Zwar hat dabei die Bach- und noch mehr die Schützrenaissance einen starken Einfluß gehabt; doch zeigen manche der in den letzten Jahren entstandenen Werke ein so starkes religiöses Verständnis des Schriftwortes, daß es sich hier um einen tieferen Vorgang handeln muß, als daß er stilgeschichtlich genügend zu erklären wäre. Im Zusammenhang damit steht die auffallend asketische Haltung vieler dieser Werke. Sie scheuen sich vor nichts mehr als vor einer Klangseligkeit, die sich mit geistiger und geistlicher Wahrheit nicht verträgt. Diese Haltung wächst also aus dem Grunde einer stark empfundenen Verantwortung vor dem Wort und einer tiefen Ehrfurcht vor ihm. Es ergibt sich so eine große Gehaltenheit des Ausdrucks und eine auffallende Vergeistigung der Form. Ein nicht geglücktes Werk dieses Stils muß dürftig und errechnet wirken. Vielleicht liegt hier das Merkmal, das die protestantische Kirchenmusik von den meisten der vergleichbaren katholischen kirchenmusikalischen Kompositionen unterscheidet; der katholische Bereich steht immer noch stark in der süddeutsch-barock-musikantischen Tradition. Das bedeutet gewiß nicht nur Gefahr; für das liturgische Anliegen, das heute der Kirchenmusik als dringlichste Aufgabe gestellt ist und in dessen Erfüllung sie allein zu ihrem Wesen zurückfindet, ist diese Tradition jedoch nicht günstig. Das wird in den Ländern deutscher Zunge besonders sichtbar, in denen sie noch fast unbeschränkt herrscht, wie z. B. in Bayern und in der Ostmark, wo die instrumentale Kirchenmusik noch immer vorwaltet.

In einem tiefen Zusammenhang mit dem beschriebenen Verhältnis zum Wort und dem erwachenden Wissen um die kultische Voraussetzung echter Kirchenmusik steht die neue und sich verbreiternde Wertschätzung der Gregorianik. Hierin ist sicher die stärkste Gemeinsamkeit der kirchenmusikalischen Entwicklung hien und drüben zu sehen. Dieses neue, fruchtbare Verhältnis zur Gregorianik ist eine gewichtige Tatsache; in ihr ist die Echtheit der begonnenen Entwicklung verbürgt.

Die deutsche Kirchenmusik sucht in ihren schaffenden Vertretern zu ihrer Quelle zurück, der Liturgie. Je rückhaltloser sie diesen Weg gehen wird, desto mehr wird sie erfahren, daß diese ergiebig ist wie einst. Diese kompositorische Entwicklung wird sich aber nur vollenden können, wenn das ganze kirchenmusikalische Leben in den Gemeinden und dessen hauptsächlichster Träger, der Kirchenchor, sich ihr anschließt; anders kann der schaffende Musiker gar nicht die Erfahrungen gewinnen, auf die es in dieser Lage vor allem ankommt.

Was bedeutet das für die Praxis? Sollen die Kirchenchöre also von jetzt an die Stöße von mehrstimmigen Ordinarien verbrennen, die sie bisher weithin als einzige Messgesänge gekannt haben? Muß das Amt, in dem auch die Ordinarien vom Chor gesungen werden, verschwinden? Nein, aber die Chöre werden sich nun bedeutend mehr mit den Propriengesängen als mit dem Ordinarium beschäftigen müssen⁵⁷. Das Amt, in dem die Gemeinde ganz schweigt, muß sehr zurücktreten; es ist eigentlich erst tragbar, wenn durch eine lange und tiefgehende liturgische Erziehung, eine feste liturgische Tradition und das nötige liturgische Können und Wissen erreicht worden ist, daß die Einzelnen sich auch in einem solchen Gottesdienst nicht auf sich selbst zurückziehen, sondern durch ein „tätiges Hören“ den Chor als ihren Sprecher anerkennen. Mindestens ist aber zu verlangen, daß die Gemeinde in einem solchen Amt die Akkamationen laut und geschlossen selbst vornimmt. Eine solche Messfeier könnte eine starke Förderung kontemplativer Haltung in der Gemeinde bedeuten und also ein – je stärker und aktiver sie sich an der Liturgie beteiligt, desto nötigerer – Damm gegen eine Mechanisierung sein. Allerdings ist dafür von größter Wichtigkeit, daß an mehrstimmiger Musik in den Gottesdienst nur Werke eingebaut werden, die von der Gemeinde irgendwie betend realisierbar sind, je-

denfalls nicht zu einer unfrommen Haltung verleiten müssen. Wenn sie wieder auf das untätige, rein rezeptive Verhalten zurückverwiesen wird, bricht „Gemeinde“ auseinander, und die alte Konzertsituation ist wieder da; vielmehr, das Volk hilft sich selbst, läßt das schöne, aber unverständliche Klingen über sich hinwegrauschen und rettet sich in die Privatandacht. Und das ist dann immer noch besser als die gefühlig-fromme oder die rein ästhetische Verhaltensweise des andern Teils gegenüber stark konzertierender Musik im Gottesdienst, die vor allem in Ländern zu beobachten ist, wo die barocke Tradition noch lebendig ist.

Vom Kirchenmusiker ist also heute ein dem echten Musiker oft schmerzlicher Verzicht dem Musikalisch-Klanglichen gegenüber verlangt, bzw. gegenüber allen Werken, die der Gemeinde nur noch Musikklang sein können. Kennzeichen für die geforderte Musik ist ihr Verhältnis zum Wort. Alle echte liturgische Musik singt das Wort; wenn auch die wortlosen, überschwänglichen Alleluajubilen und manchen anderen Gesänge der Gregorianik dem Musiker zur Freude und Rechtfertigung zeigen, daß das Charisma des gotterfüllten Herzens auch diese Grenze sprengt und die Berechtigung jedes Purismus widerlegen. Das Hören liturgischer Musik ist also ein tätiges, das heißt hier auf den Vollzug des Wortes gerichtetes; nicht in einem rationalistischen Sinn, daß etwa das einzelne Wort gewogen und begriffen sein müsse; aber doch so, daß das Singen und Hören ein Beten in der Wahrheit des Herzens und Geistes sei. Das musikalische Element soll die Seele auflodern und lösen, eine freudige Bereitschaft schaffen, jene Wahrheit steigern, die Dürre unserer Herzen begießen und uns erheben – bis orat qui cantans orat –, nicht aber uns einwiegen und zum Selbstgenuß verführen. Diese Gefahr ist heute besonders groß. Aus mancherlei Gründen: die musikalische Erziehung und Bildung unseres Volkes ist mit der früherer Jahrhunderte nicht entfernt zu vergleichen. Im 16. Jahrhundert hat z. B. das ganze Kirchenvolk den Cantus Firmus 4- und 5stimmig gesetzter Lieder mitgesungen. Eine so geschulte Gemeinde hat unvergleichlich aktiver hören können als die heutige. So konnte ihr mehrstimmige Kirchenmusik auch eher das Mittun fördernder Teil der Liturgie sein; sie versammelte die Gemeinde im Hören und führte sie zum Altar. Die Kraft des echten, tätigen Vollzuges mehrstimmiger Musik, die über einen einfachen Liedsatz hinausgeht, ist heute gering. Auch der Kirchenmusiker

kann da nicht so tun, als ob seine Gemeinde von den gewaltigen soziologischen und kulturellen Umwälzungen der europäischen Völker, die eine empfindliche Schwächung der allgemeinen Kulturkraft zur Folge gehabt haben, nicht betroffen worden sei. So schmerzlich ihm das ist – Kirchenmusik hat kein autonomes Recht, sondern ist Dienst, und die Zukunft, das Lebensrecht kirchlicher Musik ist heute an die Bedingung geknüpft, daß dieser Dienst von ihr wirklich erfüllt wird. Das Verhältnis von mehrstimmiger und einstimmiger Musik in der Kirche wird sich also umkehren müssen: dem einstimmigen Gesang, dem eine besondere religiöse Qualität eignet, der auch der musikalisch Ungeschulte offen ist, gebührt der Vorrang. Allerdings muß die Gemeinde auch dazu erst wieder erzogen werden: die dringlichste kirchenmusikalische Aufgabe von heute. Die Mehrstimmigkeit aber muß aufgelockert werden. Dahin geht ganz deutlich auch der Stilwille moderner Kirchenmusik. Es ist ein falscher und auf eine sehr veräußerlichte Musikalität deutender Ehrgeiz, zu meinen, ein guter, leistungsfähiger Chor dürfe unter den vierstimmigen Satz nicht heruntergehen. So unerträglich die meisten 2- und 3stimmigen homophonen Sätze sind, die polyphone Satzweise ist an keine Viestimmigkeit gebunden und hat im zweistimmigen Satz so Großes geleistet wie im vier- und mehrstimmigen. Der zwei- und dreistimmige polyphone Satz ist sehr viel wortnäher und bietet auch dem innermusikalischen Vollzug bedeutend geringere Schwierigkeiten, für Sänger wie für Hörer. Sie können an einer so lockeren Satzweise noch erleben, wie die Mehrstimmigkeit aus der einstimmigen Melodie herauswächst, sie potenziert; dadurch aber entsteht ein Zwang zum Herhören, zum „aufs Wort merken“ und zum inneren Mitsingen: die religiöse Ernsthaftigkeit ist gewährleistet, die Mehrstimmigkeit nicht aus der Richtung zum Altar herausgebrochen⁵⁸.

Der Kirchenchor also Sprecher, „Vorsänger“ der Gemeinde. Ein wohl aus ihr herausgehobener, sie vertretender Kreis, aber doch eng zu ihr gehörig, selbst Teil der Gemeinde, und zwar ihr liturgisch aktivster. So sollte es sein. Er müßte seine Aktivität auf die Gemeinde übertragen, müßte Gemeindefern sein und die liturgische Erneuerung vorantreiben. Am deutschen Kirchenlied wird er also seine erste Aufgabe finden. Er wird Träger der allgemeinen Kirchenstundungen sein. Er wird die Gemeinde erleben lassen, wie lebendig schon durch die Affkamationen das Hin und Her zwi-

schen Priester und Volk sein kann, wenn diese zu einem wirklichen Ruf des Volkes geworden sind. Er wird der Gemeinde zeigen, um wieviel innerlicher, andächtiger sie auf einem Ton betet. Er wird nicht länger einfach die liturgische Leere und Hilfslosigkeit, den Tiefstand des Singens und Sprechens verdecken, sondern wird die Gemeinde erfahren lassen, wie überzeugend und kraftvoll lebendiger Gesang sein kann, auch wenn es sich nur um ein einfaches Lied handelt. Er wird die gemeindebindende und formende Kraft des Singens wirksam machen und immer und überall die vorbildliche und verantwortliche Führung der Gemeinde in allen diesen Dingen übernehmen. Er wird diese Bescheidung auf das Wesentliche und Einfache nicht als eine Entfagung auffassen, der man möglichst rasch zu entfliehen trachtet, sondern sie als seine eigentliche und fruchtbarste Aufgabe ansehen, als die ihm aufgetragene Arbeit an der Gemeinde. So wird er zuletzt die Wahrheit des Augustinischen Wortes erfahren: *Cantare amantis est*. Er wird es allmählich unter kluger Führung erreichen, daß das ganze wunderbare Gefüge der Liturgie aus der Erstarrung, in die es geraten ist, erwacht und dynamisch wird; daß die Gemeinde den Gottesdienst als ihr Amt betrachtet. Erst wenn der Chor so wirklicher liturgischer Sauerteig der Gemeinde geworden ist und wenn die liturgische Erziehung der Pfarrgemeinde (die auch seine eigene sein wird) eine bestimmte Stufe erreicht hat, wird er sich ohne Gefährdung des Erreichten weiteren Aufgaben zuwenden können. Er wird dann nicht mehr in der Gefahr stehen, Konzert zu geben, bloß Musik zu treiben und so auch geistig über die Köpfe der Gemeinde hinwegzusingen. Fragen wie die, ob seine Mitglieder Gewänder anziehen sollen, und anderes dieser Art werden dann höchst zweitrangig. Gäbe es doch bloß keine lastenderen Sorgen. . .

Das alles zeigt, daß dem Kirchenmusiker von heute nicht eine gegen früher verkürzte Aufgabe gestellt ist, sondern in Wirklichkeit eine größere, bedeutungsvollere, schwierigere und vielseitigere. Sie verlangt den ganzen Menschen, nicht nur den Fachmusiker, pädagogische Begabung und ausgeprägten gemeindlichen Sinn⁹⁹. Er muß ein starkes Gefühl für die Elemente des Musikalischen, vielmehr des sich in Musik darstellenden Gemeinschaftslebens haben, liturgisch gebildet im Sinne des von Romano Guardini geprägten Ausdrucks sein und aus seiner Verbundenheit mit der Gemeinde und seiner an ihr geleisteten musikalisch-liturgischen Erziehung,

arbeit wissen, wie weit Musik Form ihres Betens sein kann; ja, er wird die Gemeinde bewußt dazu führen, das Musikalische als Mittel zur Darstellung ihres Seins als Gemeinde, als Gesamt vor Gott, zu verstehen und zu verwenden. Wenn ihm das gelingt, ist für die liturgische Bildung der Gemeinde unschätzbar viel erreicht. Ihre Dumpfheit ist überwunden, sie ist wach und beweglich geworden. Ein Erfolg ist allerdings nur möglich, wenn wirklich mit den elementaren musikalischen Gemeinschaftsausführungen begonnen wird; also dem musikalisch geordneten Rufen des Volkes; dem verhaltenen, andächtig stillen Sprechen; dem Psalmisieren und Litanieren; dem Wechsel zwischen Chor und Volk und Orgel usw.. Es bleibt uns nichts übrig: alle diese Dinge sind dermaßen verwahrlost, daß wir den langen Weg, den die Kirche gegangen ist, bis sie die Formen ihres Betens in einem so überwältigenden Reichtum entfaltet hatte, wieder Stufe für Stufe zurücklegen müssen. Stehen wir doch diesem Reichtum, diesen Zeichen eines wunderbaren kirchlichen, sakramentalen Lebens gegenüber wie Kinder, unfähig ihn zu verwalten. Es wird lange dauern, bis wir wieder eine solche Tiefe und Reife des kirchlichen Bewußtseins gewonnen haben, daß wir diesen Formen und Inhalten wieder gemäß sind.

Die damit geforderte systematische Erziehung der Gemeinde zum richtigen Singen, zum gesteigerten Vollzug der Gebetsvorlage, die ein Lied doch ist, und zum musikalisch lebendigen Singen wird aber nur dann gelingen können, wenn sie von einem Liedgut ausgeht, das, aus lebendiger Bindung an Volksart und gewachsene Volkskultur entstanden, die Kraft hat, das in unserem Volk doch nur schlummernde Feuer wieder zu entzünden; das, aus seinem Leben erwachsen, von ihm wieder in das tägliche Leben hineingenommen werden kann. Gerade das scheint mir heute von ausschlaggebender Wichtigkeit zu sein. Wie das Erwachen eines neuen elementaren Verhältnisses zur Liturgie nicht auf bestimmte Reformen im Kirchenraum beschränkt werden kann, sondern das ganze religiöse und kirchliche Bewußtsein dadurch tiefgehend umgestaltet wird; wie die Erziehung der Gemeinde zum rechten Gottesdienstverständnis, das im Begehen der Eucharistie und im gemeindlichen Beten seine gottesdienstliche Erfüllung und Ausprägung findet, ihre letzte und entscheidende Bewährung außerhalb des Gottesdienstes abzulegen haben wird, ähnlich wird

sich auch erst dann wieder ein richtiges Singen, das ja doch nicht nur eine Technik ist, einstellen können, wenn vor allem die Familie wieder singt. Wer aus einem stummen Haus kommt, wird auch in der Kirche Mund und Herz zum Singen schwer aufzutun können. Das Singen in der Kirche wird dann zu jener isolierten Betätigung, aus der die Unlebendigkeit des Gemeindegesanges in erster Linie zu erklären ist. Die Bedeutung der Familie für ein in allen Bereichen gelebtes, tief verwurzeltes christliches Dasein wird heute neu entdeckt; da und dort wird versucht, den auch für die Liturgie so lange brach liegenden Acker der Familie wieder zu bestellen, Wege freizulegen, auf denen z. B. die sakramentale Einweihung des langsam in die Geheimnisse des christlichen Lebens hineinwachsenden Kindes wieder stärker in den Schoß der Familie hineinverlegt und mit ihr eng verbunden werden kann. Ein wichtiger Punkt dieser Bemühungen müßte es auch sein, Morgen- und Abendlied, Tischlied und Festlieder in der Familie wieder Sitte werden zu lassen⁶⁰. Daß das wohl möglich ist, weiß jeder, der es versucht hat; die Bereicherung des Familienlebens und die Wirkung auf die Kinder ist unschätzbar. Nur fordert es Stetigkeit, soll wirklich Brauch werden. Wie kostbar das Festzeitenlied für die Formung des christlichen Jahres ist, für die Aufnahme in Fleisch und Blut der das Kirchenjahr gestaltenden Heilsgeschichte, davon taucht auch dem das ganze Jahr über stummen Menschen von heute alljährlich zur Weihnachtszeit wieder einen Ahnung auf. Für die österliche Zeit ist im vergangenen Jahrzehnt in wachsendem Maße eine ähnliche Prägung durch ganz bestimmte Lieder festzustellen, die der Zeit auch musikalisch einen unvertauschbaren Charakter gibt. Unser Volk ist für eine solche musikalische Durchformung des Jahres und seiner Feste außerordentlich empfänglich. Es ließe sich leicht, wie es einst war, das ganze Jahr in solcher Weise klanglich ausdrücken, wenn es gelänge, den einzigartigen Reichtum unseres Volkes an Liedern zu erwecken und in sein Leben einzubauen. Ähnlich ist es mit dem Tagzeitenlied.

Erst wenn das Lied so wieder tägliches Brot geworden ist, wird es auch in der Kirche echt klingen können, wird das Singen wirklich „Sprache“ der Gemeinde sein können. Andererseits wird das Singen erst dann eine solche das Leben der Gemeinde und des Einzelnen durchbringende Macht werden können, wenn ihm auch in der Kirche Raum gegeben wird. Diese

Zusammenhänge müssen auch bei uns klar gesehen werden; erst dann wird diese über die unmittelbar liturgische Arbeit weit hinausgehende Aufgabe fruchtbar in Angriff genommen werden können. Das Singen in der Kirche kann nur so wieder eine ursprüngliche Tätigkeit werden, die aus dem ganzen Menschen geschieht, woran seine schaffenden Kräfte teilhaben; nur so wird es die lebendige Erfahrung, das aufgeschlossene Hören der Heilbotschaft vermitteln können; nur so wird es eine „Darbietung im Klang“ sein können, die jede andere kultische Äußerungsmöglichkeit der Gemeinde weit übertrifft.

Selbstverständlich, daß jede Form des gregorianischen Chorals beziehungslos im Gottesdienst und in der Gemeinde stehen wird, wenn seine Einführung nicht auf solchen Voraussetzungen aufbauen kann. Einleuchtend auch, daß mit ihm solche Erziehung nicht getrieben werden kann. Dazu steht er – zu fremd im Leben des Volkes. Zu umgehen ist es heute auf keine Weise mehr, soll die „Einübung“ der Gemeinde in der rechten Begabung der Liturgie zu einem echten, erfüllten Mittun führen, daß die Erziehung weit vor der Liturgie ansetzt. Da heute solche Erziehung nicht mehr von außerkirchlichen oder halbkirchlichen Institutionen geleistet werden kann, muß sie von der Kirche selbst übernommen werden. Aber die praktische Seite dieser Aufgabe wäre viel zu sagen; doch würde das den Rahmen dieser Schrift sprengen.

Eine solche Erziehung aber könnte der Gemeinde auch wieder den lebendigen Zugang zum gregorianischen Choral eröffnen. Das alte, wertvolle deutsche Kirchenlied ist der einzige Weg, auf dem das Volk in die Eigenart der Gregorianik, ihren Rhythmus, ihre Tonalität, ihre Melodik eingeführt werden kann. Die Formen der Deutschen Gregorianik werden die letzte Stufe vor der Hereinnahme des lateinischen, gregorianischen Chorals – in den wenigen volksmäßigen, leichteren Stücken – in das Gemeindesingen bilden. Bis dahin ist es aber ein langer Weg, der wirklich begangen sein muß, bevor die Gemeinde an eine solche Aufgabe geführt werden kann. Daß dieser Weg einen gründlichen Wandel in der musikalischen, religiösen und liturgischen Schätzung des Kirchenliedes und des deutschen Gesanges voraussetzt, ist wohl klar geworden. Wer die Ausprägung der Volksart nur in den außerliturgischen Andachten zulassen und ihr die Ehre des liturgischen Dienstes vorenthalten will, wem das deutsche

Singen nur methodisches Mittel wäre, der hätte es damit schon entwertet und würde sein Ziel nicht erreichen – wenn er mehr möchte, als daß die Gemeinde etwa ein gregorianisches Ordinarium eben technisch kann.

Je näher die liturgische Erneuerung an das Zentrum der Aufgabe gerät, desto größer werden die Entscheidungen und desto weniger wird man sich mit irgendwelchen äußeren Reformen und Kenntnissen begnügen können, desto weniger wird bloß gemacht werden können. Es ist ihr aufgegeben, Herzen und Sinne zu öffnen für das Wort Gottes, den so vielfach verstellten und verwüsteten inneren Raum des Gottesdienstes zu bereiten, in den der Herr eintreten, worin wirklich Anbetung geschehen und sich das sakramentale Wirken Gottes vollziehen kann.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. E.B.D. Musica Sacra 1937, 2, 38 f.
- ² Siehe die bedeutsame Schrift von Wilhelm Stählin, „Vom göttlichen Geheimnis“, Joh. Stauda Verlag Kassel, 1936.
- ³ Dekar Bauhofer, „Laie und Liturgie“, in „Der katholische Gedanke“, 1938, 2. Heft, 142 ff.
- ⁴ Dom Augustin François O.S.B., in „Participation active à la messe“, Löwen 1935.
- ⁵ S. den oben erwähnten Aufsatz.
- ⁶ Dom A. François, p. 14.
- ⁷ Es sei in diesem Zusammenhang auch darauf hingewiesen, daß es vor dem Tridentinum eine große Anzahl von verschiedenen Brevieren gegeben hat, die sich stark voneinander unterschieden haben.
- ⁸ Heinrich Kahlefeld in der klaren und sehr wichtigen Untersuchung „Gestalten des Gottesdienstes“ in dem Band „Betendes Werk, Ein Zeitbuch“, herausgegeben von H. Schwarz, Werkbund-Verlag Würzburg, Abt. Die Burg, 1938.
- ⁹ Aus einem Erlaß von 1937.
- ¹⁰ D. Bauhofer, f. o.
- ¹¹ Weimarer Lutherausgabe, Band VI, 335.
- ¹² Ulm 1808.
- ¹³ D. Ursprung, „Die katholische Kirchenmusik“, Akademische Verlagsgesellschaft, S. 261.
- ¹⁴ Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. Siehe u. a. Text S. 99.
- ¹⁵ Vorwort zur Weimarer Lutherausgabe, Band XXXV, S. 73.
- ¹⁶ Mit Singnoten und Abhandlungen herausgegeben von D. J. Mehl. Verlag Alfred Waberg, Grimmen/Pommern, 1937.
- ¹⁷ Vermahnung zum Sakrament 1530. Erlanger Ausgabe XXIII, S. 163.
- ¹⁸ Abgedruckt im Syntagma Musicum von Mich. Praetorius 1615 (Faksimiledruck Bärenreiterverlag, Kassel).
- ¹⁹ Richter, Die ev. Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Weimar 1846, II, 42 f.
- ²⁰ Gefürzt zitiert nach der „Lutheragende“, herausgegeben von D. Dieß, Bärenreiterverlag Kassel, 1928, S. 17.
- ²¹ Walch, Luthers Werke, XIX, S. 74.
- ²² Bei Abschluß dieser Schrift erscheint das vorzügliche Sonderheft der „Werkblätter“ (Verlag der Werkblätter, Aachen, Karlsburger Weg 5) über „Volk, Sprache, Kult“, wo L. A. Winterswyl die Fragen und Zusammenhänge darstellt, die sich aus der besonderen Art der Missionierung Deutschlands für die liturgische Lage im deutschen Volk ergeben. Diese Christianisierung vollzog sich ja „weithin abseits des Kultes“. Da diese Ausführungen eines kenntnisreichen Historikers das hier Gesagte in wesentlichen Punkten ergänzen, dafür die geistesgeschichtliche Grundlegung geben, sei eindringlich darauf hingewiesen – wie

auch auf einige andere Arbeiten des Hefstes; besonders den Aufsatz von Lützeler über „Volk und Sprache“ und den des Herausgebers Josef Guldén „Deutsche liturgische Texte“, der reichen Stoff zur geschichtlichen Entwicklung des volksliturgischen Fragenbereiches ausbreitet und einen Gesamtüberblick vorbereitet. – Nicht vergessen sei auch, auf das volksliturgische Sonderheft der „Wertblätter“ (Heft 4/5, 1937/38) hinzuweisen.

- ²³ Siehe Bäumker, Das kath. Kirchenlied, 2. Band, S. 16.
- ²⁴ S. 108.
- ²⁵ Bäumker, II, S. 15.
- ²⁶ Zelig Messerschmid, „Das Kirchenlied Luthers. Metrische und stilistische Studien“, 1937, Werkbund-Verlag Würzburg, S. 10.
- ²⁷ Siehe den oben zitierten Aufsatz D. Bauhofers, S. 147.
- ²⁸ Vgl. den gründlichen Aufsatz „Philologisches zum Canon Missae“ von Zelig Rütten, Stimmen der Zeit, X, 1937, S. 43 ff.
- ²⁹ Vgl. „Vom Leben des Glaubens“, Matth. Grünwald-Verlag Mainz, 1935, S. 120.
- ³⁰ Daß in den nichtitalischen Ländern des römischen Reiches Romanisierung, Missionierung und Ausbildung der lateinischen Kirchensprache sich gegenseitig durchbringende Vorgänge waren, förderte dort deren Einführung. In den germanischen Ländern lagen von Grund auf andere Verhältnisse vor.
- ³¹ „Gottesdienst. Ein Zeitbuch“, herausgegeben von K. Schwarz, Werkbund-Verlag Würzburg, 1937.
- ³² Zitiert in „Hochland“, 35. Jahrgang, Heft 7, S. 25. Ich danke Josef Guldén für den Hinweis auf diese Stelle.
- ³³ Vgl. Adam von St. Viktor, Sämtliche Sequenzen. Einführung und formgetreue Übertragung von Franz Wellner. Thomas-Verlag Wien, 1937.
- ³⁴ Es seien vor allem genannt: „Gebete für das Jahr der Kirche“, herausgegeben von K. B. Ritter. Dieser Sammlung von Kollekten und Schlußgebeten kann im katholischen Bereich nichts Vergleichbares an die Seite gesetzt werden. Hier ist mit höchster sprachlicher und liturgischer Verantwortung ein deutscher liturgischer Gebetsstil geschaffen worden! In der Einleitung wird gesagt, daß für alle liturgische Sprache die Möglichkeit ihrer musikalischen Wiedergabe im „Sprechgesang“ der Kirche eine entscheidende Probe ihrer Reife sei: die Übersetzungen bestehen diese Probe. – Das gilt auch von den „Pfarrgebeten“, „Litanei und Lobgesang“, „Das Nachtbüchlein“. „Der Pfalter“, nach der Lutherübersetzung, eignet sich mehr für den außerliturgischen Gebrauch, wie längerer Umgang damit gezeigt hat; die sprachliche Fönnung ist zu gemüthhaft, es fehlt die Strenge der Bulgata. Doch ist, wie der Verlag mitteilt, eine Neuausgabe in Vorbereitung, für welche diese Kritik nicht mehr zutreffen werde. – Weiter muß in diesem Zusammenhang genannt werden die „Lesung für das Jahr der Kirche“, biblische Morgen- und Abendlesungen für jeden Tag des Jahres,

dazu je eine kurze Betrachtung des gelesenen Textes, das Ganze eingefügt in eine Gebetsordnung. Die Auswahl der Lesungen schöpft aus der Tradition der Kirche. Die Veröffentlichung ist hervorgegangen aus zehnjährigem Gebrauch und entstanden unter Mitwirkung vieler Einzelner und ganzer Gemeinden. Das ist zu spüren: die Betrachtungen sind frei von Eyrismen und Subjektivismen, aber auch von bloßer theologischer Reflexion. Sie haben sich auch für den Gebrauch in katholischen Familien bewährt. Es gibt auf katholischer Seite keine ähnliche, ebenso wertvolle und alltäglich brauchbare Hilfe zum gemeinsamen Gebet, zu täglichen Lesungen und Betrachtungen. Das Laienbrevier steht immer noch aus.

- ²⁵ Hier muß in allererster Linie auf die Arbeit des Leipziger Dratoriums verwiesen werden, dessen Metten, Vespere, deutsche Komplet und Messen das Beste darstellen, was für die volksliturgische Arbeit heute zur Verfügung steht. — Siehe auch Anmerkung Nr. 39. — Schließlich sei noch hingewiesen auf das „Deutsche Kantual“, herausgegeben von R. Guardini und J. Messerschmid, Matth. Grünwald-Verlag Mainz.
- ³⁰ Vgl. die Erlasse der Ritenkongregation vom 25. II. 1921, vom 4. VIII. 1922 und vom 30. XI. 1935 (Antwort auf die Fragen, die der Erzbischof von Genua gestellt hatte). Nach dem Aufsatz von Dom Bernard de Chabannes O.S.B., in *La Vie Spirituelle*, 19. Jahrg., 210, Bd. I, Nr. 3, März 1937, S. 317 ff. — Es sei bei dieser Gelegenheit auf die im französischen Katholizismus hingewiesen. Es scheint, daß die liturgische Arbeit dort sich viel weniger als in Deutschland mit einer integralen Gegnerschaft auseinanderzusetzen hat, viel ruhiger und unangefochtener durchdringt und sich vor allem nicht ständig wegen des heimlichen oder offenen Verdachtes der Unkirchlichkeit rechtfertigen muß. So wird im Märzheft 1939 der „Vie spirituelle“ berichtet, daß die im Märzheft 1937 aufgestellten Grundsätze (s. Text) von zahlreichen Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen Frankreichs gebilligt worden seien. „Diese schriftlichen Zustimmungen sind das Beste von allen erhofften Ermutigungen gewesen, und wir bewahren sie als einen kostbaren Besitz auf“. Der Gebrauch der Muttersprache gehört — mit den im Text angegebenen Einschränkungen — durchaus zu den ersten Grundsätzen der „messe dialoguée“. In diesen Aufsätzen wird mehrmals betont, die Erfahrungen zeigten, daß diese Lesungen und Gebete in französischer Sprache „mehrere Predigten wert seien“. Von einem Priester, Professor an der Ecole Bossuet in Paris, der durch 2 Monate im Päpstlichen Pavillon der Weltausstellung während der „Gemeinschaftsmessen“ zelebrierte, wird das schöne und aufschlußreiche Wort berichtet, es habe ihm größte Freude gemacht, den liturgischen Texten betrachtend zu folgen, was dadurch ermöglicht wurde, daß sie in französischer Übertragung vorgelesen worden seien. In einem andern Bericht heißt es, das Erklären der wesentlichen Gebete in französischer Sprache, von einem Priester vom Ambo aus gelesen, habe in der Gemeinde

wie eine Offenbarung gewirkt: „elle comprenair“ ... Dabei wird ausdrücklich gefordert (und danach getan), daß zwischen zelebrierendem Priester und Gemeinde eine enge Verbindung bestehen müsse, daß also diese Messfeiern durch und für die Gemeinde sich nicht juristisch und praktisch in den Charakter einer Messandacht abdrängen lassen dürfen – lauter entscheidend wichtige Dinge, die aber bei uns noch längst nicht gesichert oder gar selbstverständlich sind.

- ²⁷ Vgl. den Arbeitsbericht „Zu den Singmessen unserer deutschen Diözesangebet- und Gesangbücher“ in dem oben angeführten Werkblatt „Volk, Sprache, Kult“, S. 203 ff. Auch diese Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, daß sich aus den vorhandenen deutschen Liedmessen sehr wohl nach einer sorgfältigen und umfassenden Prüfung nach liturgischen Kategorien und nach Ausscheidung der ungeeigneten Stücke eine Anzahl guter und bleibender Singmessen gewinnen lassen. – Vgl. auch „Zur liturg. Gestaltung der deutschen Singmesse“ von E. Bernhard, im „Magazin für Pädagogik“, 100. Jahrg., 1937, 485 ff.
- ²⁸ Hrsgg. vom Dratorium Leipzig. Verlag Hegner.
- ²⁹ Hrsgg. von J. Messerschmid. Werkbund-Verlag Würzburg. Die Messe steht im germanischen Choraldialekt.
- ⁴⁰ „Deutsche Messe“ und „Deutsche Gemeindemesse“. Werkbund-Verlag Würzburg. Beide mit Orgelbegleitung.
- ⁴¹ Vgl. z. B. „Die Ordnung der deutschen Messe“, bzw. „Die Feier des Herrenmahles“ (die Ausgabe für die Gemeinde zu jener „Ordnung“) und „Die Ordnung der Beichte“, Joh. Stauda-Verlag, Kassel. Diese in sprachlicher, musikalischer und editionstechnischer Beziehung auch für uns vorbildlichen Erscheinungen seien zum Studium eindringlich empfohlen. – Wie tiefgehend der Wandel ist, der sich auf dem Gebiet der gottesdienstlichen Ordnung im protestantischen Bereich heute vollzieht, mag auch die dreibändige „Gottesdienstlehre“ von Hans Asmussen zeigen (Chr. Kaiser-Verlag München). Die Unterschiede zur „Ordnung der deutschen Messe“ sind mannigfaltig. Asmussen betont seiner dogmatischen Stellung entsprechend die „Gemeinde des Wortes“ sehr stark und stellt infolgedessen eine Fülle von Sprechgesangsformen zur Verfügung. Allerdings muß wohl gesagt werden, daß die „Ordnung“ mit sehr viel größerem sprachlichen und musikalischen Verantwortungsbeußtsein und vielleicht auch Können gearbeitet worden ist. A. verstoßt oft gegen Grundforderungen des deutschen Sprachfalls. Außerordentlich wichtig sind seine lehrmäßigen Ausführungen in Band I. – Schließlich sei auch in diesem Zusammenhang noch das Handbuch für evang. Kirchenmusik genannt; vgl. Anmerkung 14. – Siehe auch Anmerkung 34.
- ⁴² Vgl. dazu den Aufsatz des Verfassers „Melodie und Sprache im gregorianischen und deutschen Choral“, „Die Schildgenossen“, 9. Jahrg., 1929, S. 251 ff.; oder „Pädagogische Warte“, 1929, S. 489 ff.
- ⁴³ Die Erfahrung zeigt auch, daß einige neugeschaffene Psalmmelodien, die reicher sind als die rein choralischen, dem Bedürfnis des Volkes

- mehr entsprechen. Daher wohl auch die Beliebtheit des Tonus peregrinus im deutschen Bereich.
- ⁴⁴ E. Anmerkung 39.
- ⁴⁵ Vgl. dazu und zum Folgenden die Notenbeilage „Deutsche Gregorianik“ zu dem Zeitbuch „Betendes Werk“ (s. Anmerkung 8).
- ⁴⁶ E. W. Lipphardt, in „Musik und Kirche“, 1935, 4, 153 ff., Bärenreiterverlag Kassel. Ebenso „Benediktinische Monatschrift“, 1936, S. 174 ff.
- ⁴⁷ W. Lipphardt, „Choral und Pfarrgemeinde“, Buson und Berder, Revelaer, 1936, S. 45.
- ⁴⁸ D. Ursprung, Die katholische Kirchenmusik, S. 50: „Die treibenden Kräfte, die gerade zu dieser melodischen Gestaltung, zu dieser Hervorhebung des Epizentones führten, dürften wohl rein musikalischer Art gewesen sein. Unseres Erachtens sind diese Bildungen entstanden aus einem Zusammenprallen der naturhaften, den Germanen und jedenfalls den Indogermanen überhaupt geläufigen „melodischen Dur-Moll-Tonalität“ mit dem im Choral angewandten rationalisierten System der sog. Kirchenöne, das in der römischen Welt einen durch die Antike vorbereiteten Boden vorgefunden hatte.“
- ⁴⁹ Vgl. dazu den sehr guten Aufsatz von J. Pieper, „Symbol und Attrappe“, „Hochland“, Dezember 1938, der mir während der Korrektur noch in die Hände kommt.
- ⁵⁰ „Die Frohbotschaft und unsere Glaubensverkündigung“, Pustet, Regensburg, S. 186 f.
- ⁵¹ Verlag Pustet, Salzburg, S. 27 ff.
- ⁵² W. Lipphardt in „Choral und Pfarrgemeinde“, S. 33.
- ⁵³ Es seien genannt: J. N. David, H. Distler, Fr. Dietrich, W. Fortner, Chr. Labusen, H. Fr. Michelsen, E. Pepping, E. Schwarz, A. Thate, K. Thomas, Fr. F. Clausing, K. Doeblen, D. Jochum, K. Krafft, H. Schroeder.
- ⁵⁴ E. „Musik im Leben des Volkes“, Bärenreiterverlag Kassel, 1936, S. 28.
- ⁵⁵ Lic. D. Söhngen auf der repräsentativen kirchenmusikalischen Woche in Berlin im Oktober 1937.
- ⁵⁶ Fr. Dietrich, „Zur Kultusmusikfrage“, in „Musik und Kirche“, 1936, 1, Bärenreiterverlag.
- ⁵⁷ Siehe dazu das sehr wichtige Kalendarium mehrstimmiger Propriumskompositionen, das W. Lipphardt im C.B.D. Musica Sacra 1936/37 veröffentlicht hat. – An deutschen Propriumsgefängen ist einstellweilen noch empfindlicher Mangel; man ist auf das angewiesen, was das Handbuch der ev. Kirchenmusik zur Verfügung stellt. Ein guter Grund, diese Veröffentlichung nicht heranzuziehen, besteht jedoch nicht. Hier liegt für die Musiker ein weites, völlig unbeackertes Schaffensfeld...
- ⁵⁸ Wie auch 4. und mehrstimmige Musik durch die Uebergabe eine solche Durchsichtigkeit und Plastizität gewinnen kann, daß sie völlig

- „sprechend“ wird und einen zwingenden gläubigen Ernst spüren läßt, das mögen etwa die Schallplatten Nr. 1, 2 und 4 der „Kantorei“ zeigen, Aufnahmen des Heinrich-Schüs.-Kreises unter W. Kamlah, die jedem Kirchenchorleiter zum Studium dringend empfohlen werden.
- ⁵⁹ Siehe auch die maßvolle, aber wesentliche kleine und billige Schrift von Erb. Quack, „Kirchenchor und Pfarrgemeinde“, Verlag Laumann, Dülmen, 1938. Dort sind auch gute praktische Ratschläge zu finden. – Sehr gute Hilfen bietet W. Epphardt in dem schon öfter erwähnten „Choral und Pfarrgemeinde“. Doch vertritt der Verfasser eine integrale kirchenmusikalische Gesamthaltung, die ihn gegenüber vielen der in der vorliegenden Schrift verfochtenen liturgischen Grundanliegen unserer Zeit blind macht. – Schließlich sei noch hingewiesen auf die gut geleitete „Kirchenmusikalische Reihe“, herausgegeben von K. G. Zellerer, Pustet, Regensburg.
- ⁶⁰ Ein sehr gutes und außerordentlich billiges Hilfsmittel (10 Pfg.) sei genannt: „Das Tagbüchlein“, hrsgg. von K. Ameln und W. Thomas, Bärenreiterverlag. Größere, ausgezeichnete Sammlungen sind „Das Morgenlied“, „Das Abendlied“, „Das Tischgebet“, „Geistliche Kinderlieder“, alle im Bärenreiterverlag. – Sehr zu empfehlen ist „Das Kirchenjahr in der Kinderstube“ von Edith Thomas, Joh. Stauda-Verlag.
- ⁶¹ Während der Revision erreicht mich die im Märzheft des „Hochland“ erschienene Besprechung einiger meiner Aufsätze durch K. Thieme. Deren letzter Teil enthält einen Vorwurf, der auf einer völligen Verkennung der wirklichen Meinung des dort zitierten Satzes beruht. Schon aus der Unterscheidung „von Natur aus“ folgt, daß Sprachen d u r c h i h r e G e s c h i c h t e dem Wort Gottes näher stehen können als andere. Daß die deutsche Sprache in dieser Hinsicht keine fruchtbare Geschichte hatte, habe ich deutlich gesagt. Daß ich also von irgendeinem Naturalismus ausginge, ist so unrichtig, daß dieser Vorwurf auch nicht in der Form einer Warnung erhoben werden dürfte. Im übrigen sei darauf hingewiesen, daß Ludwig A. Wintersmühl die Fragen von Offenbarungswort und Wort der Volkssprache demnächst in der Zeitschrift „Die Schildgenossen“ (Werkbundverlag) behandeln wird.
- ⁶² Die hier gegebenen Unterscheidungen folgen im Wesentlichen den Messanweisungen, die Romano Guardini im Grünwaldverlag Mainz unter dem Titel „Besinnung vor der Messe“ erscheinen lassen wird.
- ⁶³ Vgl. dazu die im Werkbundverlag erscheinende, vom Verfasser herausgegebene Gemeindefingmesse I, die melodisch und rhythmisch die Tradition des alten deutschen Kirchenliedes wieder aufnimmt, also noch volknaher ist als die bisher erschienenen, ohne jedoch die wesentlichen liturgischen Ansprüche aufzugeben.

Sachverzeichnis

- Aufklärung: 36 ff, 48, 80, 98.
 Bildung liturgische: 12, 23 f, 25 f, 29.
 Bildungsvoraussetzungen: 23 f, 27, 30.
 Choral gregorianischer: - im deutschen Volk 48, 57, 96 ff, 125; - die einzige Kultmusik? 115 f; neue Wertschätzung 119; Erziehung zum - 125; Wesen des - 17 f; Übertragung des - 76; germanischer Dialekt 94, 101 f, 131.
 Eigentexte der Messe: 81, 83, 85, 131.
 Einheit der Kirche: 11, 54.
 Erziehung religiöse und Liturgie: 28, 42.
 Frömmigkeit in der Liturgie: 21, 23, 73, 119.
 Gemeinde: - und Masse 9; - als Kirche hier und jetzt 19 f, 21 f, 26, 29 f, 32, 73; - und richtige Gestaltung der Liturgie 21 f, 29, 71 ff, 123; das liturgische Amt der - 10, 21 ff, 32 f, 37, 73, 87 f, 104; - der Laien 24, 30, 32; Wirklichkeit und Möglichkeiten der - 12, 21, 24 ff, 27 ff, 33, 52, 71 ff; - aktiver Träger der Liturgie 19, 26, 46, 59, 69, 77, 104, 119; - und Kirchenlied 49, 84, 124; - und Wechselgesang 86 f, 88; innere Verfassung der - 27, 87.
 Gemeinschaftsmesse: 22, 31.
 Hochamt: 38, 56 f, 119.
 Hochformen der Liturgie: 24 f, 27, 30; Hochamt Maßgestalt 103.
 Liturgie: Wesen der - 16, 65; Fremdheit der - 17 f; - als Wert der Gemeinde 15, 26; Werden der - 27.
 Kirchenchor: Stellung und Aufgaben 85, 88, 119, 121 f; Geschichtliches 108.
 Kirchenlied: Geschichte des - 46 ff, 97; - in der Liturgie 46 f, 50, 57, 74, 77 ff; Bedeutung des reformatorischen - 48 ff; Unterscheidung der Gattungen 50, 75, 78; Liturgiefähigkeit des - 75 f; außerliturgisches - 76 f; - und Kirchenjahr 78 f, 124; - in der Singmesse 80 ff; - und Gemeinschaftsbewußtsein 84; Grenze des - 84, 86, 90, 92.
 Kirchenmusik: Sinn und Aufgabe 109 ff, 114 f, 120 f; Geschichtliches 111 f; Neue - 85, 111 f, 113 f, 116 ff; Krise der - 112 f; - im Protestantismus 117; Stil der - 119 f; Tätiges Hören 120 f; Mehrstimmigkeit in der Liturgie 57, 121, 131 f.
 Kirchenmusiker Bild des: 85, 109, 120 ff.
 Lateinische Sprache (in der Liturgie): Geschichtliches 59, 128; - und kultische Objektivität 54, 57, 67 f, 70 f; Falsche Begründungen der - 55 f, 57 ff, 60 f; Sakrale Eigenschaften der - 58 f.
 Messfeier: Schichtungen und Funktionen 21, 103 f; Volksliturgische Gestaltung 104 ff, Sprachmischung 105 f.
 Muttersprache (in der Liturgie): s. Kap. 4, S. 52 ff. Eine religiöse Frage 52 f; - und Mysterium 53, 70 f; - und Einheit der Kirche

- 11, 54, 63; Geschichtliches 59, 61 f, 106, 132; Warum -? 55, 59 f, 63 ff, 69; - und Wort Gottes 62 f; - nicht die Voraussetzung für liturgisches Verständnis 16, 65; Gefahr durch die - 54, 68; Begrenzung der - 69 ff, 74; Gibt es eine - der Kirche? 60 f.
- Partizipierende Liturgie: 30, 116; Formen der - 103, 107.
- Psalmen: 27, 64, 69, 74, 83; Bedeutung der - 86, 88; - und Lied 75, 90.
- Reformation: - und Mysterium 35, 37, 40, 44, 71; Liturgischer Konservatismus 38 ff; - und Fremdsprache in der Liturgie 39, 41, 43, 53 f; Hauptantriebe für liturgische Umgestaltung der - 40 ff; Gottesdienste der - 39, 41; - und Kirchenlied 46 ff; Geschichtsnotwendigkeit der - 35, 50 f, 98; - und Sprechgesang 89, 99; Thomas Münzer 42 f.
- Singen in der Kirche: Bedeutung des - 107 f, 122; Voraussetzungen 123, 124 f.
- Singmesse: s. Kap. 6, S. 80 ff. 38, 48, 57; Einwände und Aufgabe der - 80 ff; - und Amt 84, 90; Befingmesse 83.
- Sprechgesang deutscher: s. Kap. 7, S. 84 ff. - in der Geschichte 43, 76, 89, 93, 94 ff, 97, 99; Begründung des - 84 f, 90 f, 92 f; Aufgabe des - 85 f; - und deutsche Sprache 88f, 95; Wesen des - 90ff; Einwände 97f; Zur Übertragungsweise 93 f, 99ff; Neuer - 89, 101.
- Stille Messe: 20 f, 47.
- Unterscheidung der gottesdienstlichen Gestalten: 35, 50.
- "Volks", Liturgie: s. Messfeier. Notwendigkeit der - 15, 22, 24 f, 33, 56; Begriff der - 26, 31, 33; Sinn und Aufgabe der - 12 f, 22, 24 ff, 29, 32 f, 34 f, 85 f; Geistige Voraussetzungen für die Gestaltung der - 11, 37; Geschichte der - s. Kap. 3, S. 34; - vor der Reformation 46 f, 127; Übertragung der liturgischen Formen 71 ff, 74; Der Auftrag des Herrn 10; Einwände 14 ff; - und geschichtliche Gestalt der Liturgie 17 f, 28; Gesamtübertragung der Liturgie möglich? 27 f.
- Wort in der Liturgie: 44 ff, 62 f, 92; Unterscheidung der Gestalten des - 69 ff; Verkünden und Hören des - 21, 23, 45, 52, 60, 63 f, 105; Praxis der Lesung 93. Siehe auch Kap. 4, S. 52.
- Wechselgesang: Liturgische Bedeutung des - 84, 86 ff.